

WANDLUNGEN DER FUNKTION DES VATERS
UNTER DEM ASPEKT
DER "NEUEN VÄTERLICHKEIT"

Wissenschaftliche Hausarbeit
zur Erlangung des akademischen Grades
eines Diplompädagogen
am Fachbereich Erziehungswissenschaft
der Universität Hamburg

vorgelegt von
Andreas Köster
aus
2070 Ahrensburg
Brauner Hirsch 10a

Hamburg 1988

Referent: Prof. Dr. Herbert Gudjons
Korreferent: Prof. Dr. Friedrich Koch

GLIEDERUNG

	Seite
EINLEITUNG	
KAPITEL 1: ZUR ENTWICKLUNG DER GESCHLECHTERROLLE	2
1.1. Zu den Begriffen Geschlechterrolle und Geschlechtsidentität	2
1.2. Theorien zum Geschlechterrollenerwerb	2
1.2.1. Psychoanalytischer Ansatz	4
1.2.1.1. Kritik am psychoanalytischen Ansatz	6
1.2.2. Sozialisationstheoretische Ansätze	7
1.2.2.1. Kritik an den sozialisationstheoretischen Ansätzen	11
1.2.3. Resümee	13
1.3. Sozio-kulturelle Aspekte im Prozeß der Geschlechterrollenübernahme	13
KAPITEL 2: DIE ROLLE DES VATERS IM HISTORISCHEN UND PSYCHOSOZIALEN PROZESS	16
2.1. Geschlechtsspezifische Rollendifferenzierung	16
2.1.1. Vom Matriarchat zum Patriarchat	16
2.1.2. Kulturelle Variabilität der Geschlechterrolle	19
2.2. Das Patriarchat lebt noch	21
2.2.1. Zum Wesen des Mannes	21
2.2.2. Männliche Normalbiographie	26
2.2.2.1. Stützende gesellschaftliche Umstände	30
2.2.3. Die Rolle des Vaters in der isolierten Kleinfamilie	32
2.3. Auf dem Weg zur "Neuen Väterlichkeit"	36
2.3.1. Gesellschaftliche Veränderungen und Frauenbewegung	36
2.3.2. Verunsicherte Männlichkeit	38

	Seite
KAPITEL 3: ZUR SITUATION DES "NEUEN VATERS"	43
3.1. Vorüberlegung	43
3.2. Die Rolle des werdenden Vaters	44
3.2.1. Schwangerschaft als Familienangelegenheit	45
3.2.1.1. Die veränderte Paarbeziehung	46
3.2.1.2. Ängste und Freuden	48
3.2.1.3. Das Kind im Bauch der Mutter	49
3.2.2. Die Geburt	50
3.3. Ein neuer Vater?	53
3.3.1. Die Schwierigkeiten einer neuen Rolle	54
3.3.2. Die Partnerschaft mit Kind	57
3.3.3. Die Lust am Kind	59
3.4. Aspekte innerfamilialer Auswirkungen	61
3.4.1. Die Rolle der Mutter	61
3.4.2. "Erziehung"	62
3.5. Kritischer Ausblick	63
KAPITEL 4: ZUR BEDEUTUNG DES VATERS IN DER ENTWICKLUNG DES WEIBLICHEN UND MÄNNLICHEN KINDES	66
4.1. Vaterlose Sozialisation	66
4.1.1. Auswirkungen beim Jungen	66
4.1.2. Auswirkungen beim Mädchen	68
4.1.3. Fazit	70
4.2. Der anwesende Vater	71
4.2.1. Das entwicklungpsychologische Modell von MAHLER	72
4.2.1.1. Der "Andere" außerhalb der symbiotischen Beziehung	74
4.2.2. Vateranwesenheit als Forschungsgegenstand	76
4.2.2.1. Untersuchungsergebnisse beim Jungen	77
4.2.2.2. Untersuchungsergebnisse beim Mädchen	78
4.2.3. Fazit	79
4.3. "Mappi" und "Putti"	80
SCHLUSSBETRACHTUNG	82
LITERATURVERZEICHNIS	I - III

EINLEITUNG

Der Begriff "Neue Väterlichkeit" kennzeichnet die Suche heutiger Väter nach einem neuen Selbstverständnis und impliziert eine kritische Distanz zur traditionellen Rolle des Vaters. Im Interesse dieser Arbeit liegt es, den Motivationshintergrund dieser Veränderungen aufzuzeigen, neugewonnene Handlungsmöglichkeiten und -grenzen zu benennen, um diese im innerfamiliären Kontext unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung des Kindes zu diskutieren.

Im ersten Kapitel werden die wichtigsten theoretischen Ansätze zur Geschlechterrollenübernahme gegenübergestellt. Diese Ansätze geben einen Einstieg in die Thematik und sollen zum Verständnis später angeführter Verhaltens- und Handlungsdispositionen beitragen.

Im zweiten Kapitel wird die Stellung des Mannes in Familie und Gesellschaft, sowie die Funktion des Vaters im historischen Wandel umrissen. Die Betrachtung männlicher Sozialisationsbedingungen und Geschlechtsrollenerwartungen soll Gründe für die Veränderungsbestrebungen von Männern und Vätern aufzeigen.

Im dritten Kapitel wird anhand von situativen Beschreibungen die Problematik der konkreten Handlungsumsetzung dargestellt.

Im vierten Kapitel werden Bedeutung und Einfluß des Vaters in der Sozialisation des Kindes herausgearbeitet.

KAPITEL 1: ZUR ENTWICKLUNG DER GESCHLECHTERROLLE

1.1. Zu den Begriffen Geschlechterrolle und Geschlechtsidentität

Unter dem Stichwort "Geschlechterpsychologie" trifft HEHLMANN im "Wörterbuch der Psychologie" folgende Aussage:

"in jeder Gesellschaft herrschen bestimmte Anschauungen über die Rolle der Geschlechter (Geschlechtsstereotype), die von der frühesten Kindheit an in Erziehungsmaßnahmen, soziale Haltung usf. einfließen..." (HEHLMANN, 1974, S.177).

Demzufolge wird die Geschlechterrolle zu einem soziologischen Begriff, der sich konform den Normen des sozialen Lebens, in den jeweiligen Kulturen und Gesellschaften anders ausprägt und innerhalb dieser noch dem historischen Wandel unterliegt. So wird auch die Geschlechterrolle von CLAUß definiert, als

"Erwartung einer konkreten Gesellschaft über die unterschiedlichen psychischen Reaktions- und Verhaltensweisen ihrer männlichen und weiblichen Mitglieder ...", die "... im Prozeß der lebensgeschichtlichen Soziogenese von Individuen häufig unbewußt gelernt ..." werden (CLAUß, 1976, S.199).

Durch' die Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil und der Internalisierung geschlechtsspezifischer Verhaltenserwartungen und -muster bildet sich nach psychoanalytischen Theorien die "Geschlechtsidentität" heraus. Sie wird "... in der Theorie der Sozialisation verstanden als individuelles Selbstverständnis einer Person als 'Mann' oder 'Frau'" (HARTFIEL, 1972, S.226).

1.2. Theorien zum Geschlechterrollenerwerb

Männer und Frauen unterscheiden sich in unserer Gesellschaft nicht nur aufgrund der Unterschiede im Körperbau. Es gibt noch eine Reihe anderer Merkmale, die als geschlechtsspezifisch, d.h. dem jeweiligen Geschlecht zugeordnet, gelten, deren Ursprung aber nicht zwingend biologisch determiniert ist. Die Gesamtheit dieser Merkmale wird als die Geschlechterrolle bezeichnet.

Warum es Unterschiede der Geschlechter im Verhalten, Interessen, Fühlen, Denken, Aussehen und Handeln gibt und welche Prozesse an dieser Entwicklung beteiligt sind, versuchen verschiedene Theorien zu erklären. Die Theorien lassen sich aufgrund unterschiedlicher Gewichtung der an diesen Prozessen beteiligten biologischen und sozialen Faktoren zwei Gruppen zuordnen.

Zur Gruppe, die von der biologischen Determiniertheit der Entwicklung ausgeht, gehört der psychoanalytische Ansatz FREUDS. Im folgenden wird vornehmlich sein Konzept betrachtet, da es den Grundstein für die Ansätze anderer Psychoanalytiker legt.

Die Ansätze der zweiten Gruppe gehen davon aus, daß der Aneignung geschlechtsspezifischer Merkmale ein komplexer Prozeß sozialen Lernens vorausgeht. Nachfolgend werden sie sozialisationstheoretische Ansätze genannt.

Zwei dieser Ansätze nehmen eine intermediäre Stellung ein. Zum einen PARSONS' Rollentheorie, die zwar einerseits Grundannahmen der Psychoanalyse beinhaltet, aber andererseits auch eine der geschlechtsspezifischen Orientierung vorangehende Verinnerlichung der männlich-weiblichen Rollenbeziehung. Da es sich dabei um das Begreifen eines sozialen Zusammenhangs handelt wird sie der zweiten Gruppe zugeordnet.

Zum anderen der kognitiv-entwicklungstheoretische Ansatz von KOHLBERG, der von einem "natürlichen", daher biologisch determinierten Prozeß bei der kognitiven Entwicklung ausgeht. Da aber die Inhalte der kognitiven Konzepte kulturell determiniert sind, ist auch sein Ansatz eher den Sozialisationstheorien zuzuordnen.

1.2.1. Psychoanalytischer Ansatz

Die Psychoanalyse, begründet von FREUD, war die erste umfassende Theorie zu Persönlichkeit, Geschlecht und Geschlechterrolle. Nach GREENGLASS sind laut dieser Theorie die Konzeptionen des Unbewußten (und der psychosexuellen Entwicklung zwei wichtige Grundpostulate für den Erwerb der Geschlechterrolle.

Für die Konzeption des Unbewußten, derzufolge das Verhalten und das seelische Leben des Menschen hauptsächlich vom Unbewußten beeinflußt wird, sei nach FREUD die Existenz dreier psychischer Strukturen nötig (vgl. GREENGLASS, 1986, S.32): Der Mensch wird mit dem "Es", welches die biologischen Instinkte repräsentiert, geboren, entwickelt dann das "Über-Ich", eine organisierende und interpretative Kontrollinstanz der internalisierten Normen der Gesellschaft, und das "Ich", das innerhalb der Grenzen, gesetzt vom "Über-Ich" und den Erfordernissen der äußeren Realität, die dringenden Bedürfnisse des "Es" zu befriedigen sucht. Dabei wird eine Abfolge sogenannter "psychosexueller Stadien" durchlaufen, in denen sich die Libido jeweils auf eine andere Körperzone konzentriert. Im ersten Stadium bilden Mund und Lippen die erogene Zone (orale Phase), im zweiten der After und die Funktion der Darmentleerung (anale Phase), im dritten der genitale Bereich (phallische Phase). Im Verlauf des vierten Stadiums, der Latenzphase, werden sexuelle Interessen weitgehend sublimiert, während sich in der folgenden genitalen Phase die libidinöse Energie wieder auf den genitalen Bereich konzentriert.

Nach SCHENK verläuft die psychische Entwicklung von Jungen und Mädchen bis zum Eintritt in die phallische Phase weitgehend ähnlich. Obwohl Geschlechtsunterschiede auch schon vorher existieren, die FREUD biologisch in der "Triebanlage" verankert sehe, vollzieht sich die entscheidende Ausdifferenzierung erst jetzt (ungefähr im 5. Lebensjahr) (vgl. SCHENK, 1979, S.67).

In der phallischen Phase entwickelt sich der Ödipus-Komplex, nach dem beim Jungen verstärkt sexuelle Bedürfnisse auf die Mutter hin auftreten, während der Vater als Rivale gesehen wird. Die Entdeckung der weiblichen Penislosigkeit führt zu der Befürchtung, Kastration könne eine Strafe für seine Onanie-Erfahrungen sein. Daraufhin wendet sich der Junge von seiner Mutter ab, aus Angst vor der vermeintlichen Bedrohung durch den Vater, mit dem er sich nun identifiziert, in dem Glauben dadurch seinen Penis behalten zu können. Für diesen Schritt durch den der Junge die ödipale Besetzung erfolgreich sublimieren kann, sei nach FREUD der Aufbau eines starken Über-Ichs erforderlich (vgl. ebd., S.68).

Anders beim Mädchen, das erst durch die Entdeckung ihrer Penislosigkeit in die ödipale Phase eintritt. Es fühlt sich als Strafe für Onanie kastriert und wendet sich von der vorher so geliebten Mutter, die sie für ihren Penismangel verantwortlich macht, ab und dem Vater zu, in der Hoffnung von ihm den Penis zu erhalten. Dieser unerfüllbare Wunsch wandelt sich um in den Wunsch nach einem Kind zuerst vom Vater, später nach einem Kind überhaupt. Für das Mädchen gibt es nach FREUD kein Motiv, wie beim Jungen die Kastrationsangst, das zur Lösung des Ödipus-Komplexes führt. Die Folge dieses unter Umständen bis ins Erwachsenenalter andauernden Konflikts, ist eine schwächere Über-Ich-Bildung, derzufolge Frauen gefülsabhängiger bleiben, und Passivität, die durch Aufgabe der "männlichen" klitoralen Onanie und Annahme der "natürlichen Weiblichkeit" mehr entsprechenden vaginalen Sexualität entsteht. Um vom Vater geliebt zu werden und die Liebe der Mutter nicht zu verlieren, nimmt das Mädchen das weibliche Verhalten der Mutter an und identifiziert sich mit ihr, bei gleichzeitiger Einsicht der Unmöglichkeit den Vater alleine zu besitzen.

Das Ergebnis der von FREUD beschriebenen Entwicklung ist sowohl beim Jungen als auch beim Mädchen die Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil. Dabei wird nach psychoanalytischer Auffassung ein Prozeß in Gang gesetzt

in dem Nachahmung des Verhaltens, Denkens und Fühlens des gleichgeschlechtlichen Elternteils und Übernahme seiner Ideale, Einstellungen und Meinungen zu dem Erwerb der Geschlechtsrollenidentität führt.

1.2.1.1. Kritik am psychoanalytischen Ansatz

Aus den eigenen Reihen wird an FREUDs Theorie besonders das Konzept des Penisneids und die mangelhafte Interpretation der Entwicklung des Mädchens kritisiert. So bildet für die Psychoanalytikerin HORNEY der Penisneid lediglich einen Aspekt gegenseitigen Neides zwischen Frauen und Männern, den sie als Neid auf den überlegenen sozialen Status des Mannes und die leichtere Manipulation des Penis beim Onanieren und Urinieren manifestiert. Demgegenüber stehe der Neid des Mannes auf Brüste und Gebärfähigkeit der Frau (vgl. GREENGLASS, 1986, S.39). Auch ERIKSON mißt dem Phänomen Penisneid eine andere Bedeutung bei. Nicht der Penisneid, der eher ein Problem einer Minderheit von Frauen sei, die Schwierigkeiten mit ihrer Weiblichkeit haben, präge die psychische Entwicklung der Frau, sondern die spezifisch weibliche Erfahrung der potentiellen Gebärfähigkeit (vgl. SCHENK, 1979, S.70).

ERIKSON erweitert die defizitäre, von Penislosigkeit geprägte Entwicklung des Mädchens nach FREUD, dem der patriarchalische Standpunkt vorgeworfen wird, den Mann als Standard der psychischen Gesundheit und Normalität anzunehmen, während die Entwicklung der Frau minderwertig sei. ERIKSON stellt die Hypothese auf, es bestünde bei Jungen und Mädchen ein geschlechtsspezifisches Verhältnis zum Raum, wonach er die von den Mädchen bevorzugten Inneren-Raum-Konstruktion denen der von den Jungen bevorzugten Äußeren-Raum-Konstruktionen gleichwertig gegenüberstellt und darin die unterschiedlichen Körperstrukturen beider Geschlechter sich widerspiegeln sehe (vgl. ebd., S.70).

Der Hauptvorwurf, der der Psychoanalyse gemacht wird, ist die nach FREUD einzig biologische Determiniertheit von beobachteten pathologischen Phänomenen ohne die Einbeziehung des sozio-kulturellen Umfeldes. Nach GREENGLASS sieht schon HORNEY in den Minderwertigkeitsgefühlen der Frau eine gesellschaftliche Ursache, u.a. in dem sie einen Zusammenhang zwischen Penisneid und gesellschaftlicher Stellung des Mannes annimmt. SCHENK stellt heraus, daß sowohl FREUD als auch ERIKSON spekulative Schlußfolgerungen getroffen haben, die nicht operationalisierbar und dadurch kaum empirisch prüfbar sind (vgl. ebd., S.73).

1.2.2. Sozialisationstheoretische Ansätze

Die sozialwissenschaftlichen Ansätze gehen davon aus, daß Geschlechtsrollen, von der jeweils vorhandenen Gesellschaft als Stereotypen geprägt, durch unterschiedliche Lernprozesse erworben wurden.

Als Bindeglied zu FREUDs biologisch determiniertem Ansatz kann man das rollentheoretische Konzept von PARSONS sehen. Nach ZAHLMANN-WILLENBACHER läßt dieses zwar die Konzepte des Penisneids und der Kastrationsangst fallen, übernimmt aber die am Ende der ödipalen Phase stehende Verinnerlichung von Vater und Mutter (vgl. ZAHLMANN-WILLENBACHER, 1979, S.95). Verinnerlichung nach PARSONS bedeutet nicht die Identifikation mit einer ganzen Person, sondern vielmehr mit der von der Person ausgeübten Rolle in Relation zu anderen Rollen. Das Kind verinnerlicht demzufolge sowohl die Rolle des Kindes gegenüber den Eltern als auch die Rolle der Eltern gegenüber den Kindern und übernimmt somit das Rollenmuster der Kernfamilie. PARSONS betont dabei die Parallelität der Geschlechtsrollenidentifikation bei Mädchen und Jungen. So auch bei der Verinnerlichung der männlichweiblichen Rollenbeziehung nach der sich Kinder beiderlei Geschlechts in der fröhkindlichen Phase mit der Mutter identifizieren und darauffolgend, eingeleitet durch die

zur Aufgabe der intensiven mütterlichen Pflegebeziehung führende zunehmende Selbständigkeit des Kindes, mit dem Vater.

Durch die Identifikation mit beiden Elternteilen gewinnen Kinder Einblick in deren Verhältnis von Mann und Frau und damit ein Modell von Heterosexualität. Die Rolle des Vaters ist es Ober Belohnung und Bestrafung zu entscheiden und wird, laut ZAHLMANN-WILLENBACHER, als "instrumental"¹ bezeichnet, während die Mutter die "expressive"¹ Rolle innehabe, die ausgleichen und vermitteln soll. PARSONS behauptet, daß sich diese Geschlechtsrollendifferenzierung in der modernen Kleinfamilie noch akzentuiere (vgl. SCHENK, 1979, S.178).

Auch die Theorie des sozialen Lernens geht davon aus, dass das Prinzip des Modell-Lernens beim Erwerb geschlechtsspezifischen Verhaltens eine große Rolle spielt. Im Kleinkindalter sind es vornehmlich die Eltern als Sozialisationsinstanzen, die Modelle männlichen und weiblichen Verhaltens repräsentieren. Doch im Verlauf der Lösung von der engen Eltern-Kind-Bindung kommen viele andere Modelle hinzu, wie z.B. Figuren aus Fernsehfilmen, Büchern oder später Mitglieder der Peer-group, deren Verhalten das Kind nachahmt.

Eine Reihe von "Identifikations"- bzw. "Imitations"-Hypothesen versuchen das Phänomen der selektiven Nachahmung zu erklären. SCHENK ist der Auffassung, daß sowohl "Identifikation" als auch "Imitation" nach BANDURA und WALTERS (1963) als "... die Tendenz einer Person, Handlungen, Einstellungen und emotionale Reaktionen zu wiederholen, die von lebenden oder symbolischen Modellen gezeigt worden sind. . ." (vgl. ebd., S. 77) definiert werden kann.

1 Beide Begriffe stammen aus der Terminologie funktionalistisch orientierter Familiensoziologen. "Instrumental" bedeutet in dem Sinne "auf die Außenwelt der Familie bezogen", d.h. Verantwortung für den ökonomischen Erhalt des Haushalts zu tragen. Entsprechend ist die "expressive" oder auch "sozioemotionale" Rolle "auf die Innenwelt der Familie bezogen", die für Bewältigung und Organisation der Hausarbeit, Pflege und Sozialisation der Kinder und Erfüllung der psychischen Bedürfnisse aller Familienmitglieder zuständig ist.

GREENGLASS dagegen unterscheidet zwischen Nachahmung, als Reproduktion einzelner Handlungen und Identifikation, als Reproduktion von etwas Ganzheitlichem (vgl. GREENGLASS, 1986, S.44). Mechanismen, die häufigere gleichgeschlechtliche Nachahmung hervorrufen, können von den Hypothesen nicht aufgezeigt werden, sondern nur Anreize oder Ängste, die zur Nachahmung der angebotenen Modelle führen können.

Direkte Sozialisationspraktiken geben schon eher Aufschluß auf geschlechts-spezifische Prägung des Individuums. Unter differentieller Sozialisation, nach SCHENK ein Aspekt sozialen Lernens, ist "... jede Form der Andersbehandlung von Jungen und Mädchen durch ihre Umwelt zu verstehen, jeder Ansatz zu einem geschlechtsgebundenen Muster von Belohnungen und Bestrafungen" (SCHENK, 1979, S.85).

Das Kind erfährt, daß es Verhaltensweisen gibt, die von den Eltern, bis zum Eintritt ins Schulalter die wichtigsten Sozialisationsinstanzen, angenommen und sogar verstärkt werden, während anderes Verhalten bestraft wird. Die Belohnung von geschlechtskonformem Verhalten regt zur Wiederholung an, wogegen die Bestrafung des abweichenden Verhaltens keinen Anreiz bietet, das Gleiche noch einmal zu tun. Dabei sind die Reaktionen der Eltern auf das Verhalten der Kinder nicht immer klar als absichtlich oder unabsichtlich zu erkennen. Es gibt subtile Sanktionen, in Form von Lächeln, positiven und negativen Zuwendungen oder ganz einfaches Nicht-Verstärken, die noch nicht einmal den Eltern selbst bewußt sein müssen.

Bei dem Kind tritt nun ein Prozeß der Internalisierung der geforderten Verhaltensnormen ein, ein Regulativ wird gebildet, das die direkten Sanktionsmaßnahmen von außen überflüssig macht. Das geschlechtsangemessene Verhalten für die jeweilige Situation wird reproduziert, da das Kind Reaktionen auf mögliches anderes Verhalten kennengelernt hat.

In der Theorie der kognitiven Entwicklung dagegen kategorisiert sich ein Kind zuerst als Mädchen oder Junge und sucht sich dann Modelle, die mit seiner Rolle übereinstimmen. KOHLBERGs Theorie lehnt sich dabei an PIAGETS Entwicklungstheorie an, indem er anhand der Entwicklungsstadien die Parallelität zwischen Entstehung des Geschlechtskonzepts und der kognitiven Reifung aufzeigt.

Mit dem dritten Lebensjahr haben Kinder gelernt sich einem Geschlecht zuzuordnen. KOHLBERG sieht die Kategorien "männlich" und "weiblich" dabei als universal, d.h. in allen Kulturen gültig, wenn auch mit z.T. unterschiedlichen Inhalten (vgl. ebd., 5.97). Er nimmt an, daß Kinder die Unterscheidung aufgrund physischer Merkmale, wie Größe und Kraft, treffen. Wobei zu bemerken ist, daß kleine Kinder (bis zum sechsten Lebensjahr) Geschlecht, bei PLAGET "Objekte", nicht als konstant bleibende Größe begreifen. So kann nach deren Vorstellung durch Veränderung von Äußerlichkeiten, z.B. durch Abschneiden von langem Haar, aus einem Mädchen ein Junge werden und umgekehrt.

Nach GREENGLASS stabilisiert sich die Geschlechtsidentität etwa mit sechs Jahren. Der kognitiven Entwicklungstheorie zufolge kann dann "... das Konzept der Konstanz von Eigenschaften auch bezüglich ihres Selbstkonzeptes ('Ich bin ein Junge / ein Mädchen') erfaßt ..." (GREENGLASS, 1986, 5.45) werden, womit Objekte und Aktivitäten schon allein deswegen als belohnend empfunden werden, weil sie zur eigenen Geschlechtsidentität und damit zum Selbst gehören. Das Kind ist nun "... auch kognitiv in der Lage, die Gültigkeit der Kategorien 'männlich' und 'weiblich' über die Altersstufen hinweg zu erkennen..." (SCHENK, 1979, 5.99) kann somit die Geschlechtsähnlichkeit zum gleichgeschlechtlichen Elternteil wahrnehmen und wird nun, nach KOHLBERGs Theorie, durch Mechanismen des Modellernens sozialisiert.

KOHLBERG sieht einen direkten Zusammenhang zwischen allgemeiner Intelligenz und Geschlechtskonzept. Mit der

Größe der Intelligenz nimmt auch die Stärke geschlechtsadäquaten Verhaltens früher zu (vgl. ebd., S.99). Die genitalen Geschlechtsunterschiede spielen bei der Bildung der Geschlechtsidentität eine untergeordnetere Rolle als bei FREUD.

1.2.2.1. Kritik an den sozialisationstheoretischen Ansätzen

Keine der Theorien kann hinreichend das Problem erklären, warum geschlechtsspezifisches Verhalten angenommen wird. In einigen Punkten sind ihre Annahmen zwar richtig, gelten aber in einigen Thesen als empirisch nicht überprüfbar, bzw. unbestätigt.

So kann in PARSONS' Modell die ausgleichende Rolle der Mutter durch Untersuchungen nicht gestützt werden, da die Mutter im frühen Kindesalter sowohl strafend als auch belohnend in den Erziehungsprozeß eingreift. Weiter wird PARSONS die ungeprüfte Übernahme der Über-Ich-Bildung FREUDS vorgeworfen, die auch in seiner Theorie ohne die Konzepte der Kastrationsdrohung und des Penisneids zu einer schwächeren Gewissensbildung der Frau führt. Indirekt entkräftet wird diese These durch KOHLBERG, der keine geschlechtsspezifischen Unterschiede in der kognitiven moralischen Entwicklung feststellt (vgl. ZAHLMANN-WILLENBACHER, 1979, S.97f).

Das Konzept der differentiellen Sozialisation kann nicht eindeutig den Zusammenhang von Ursache und Wirkung (ihrer Mechanismen) klären. So ist zwar eine geschlechtsspezifische Ungleichbehandlung von Kindern durch die Eltern feststellbar, jedoch könnte sie auch als Reaktion auf bereits vorhandene Verhaltensweisen der Kinder gedeutet werden. Außerdem ist nicht unmittelbar einsichtig, inwieweit diese Differenzierung zur Konstituierung geschlechtsspezifischen Rollenverhaltens beiträgt (vgl. SCHENK, 1979, S.90).

MACCOBY und JACKLIN sind der Auffassung, "... daß das Modell-Lernen sehr wesentlich für den Erwerb eines großen Repertoires möglicher Verhaltensweisen ist, daß aber dieses Repertoire nicht nennenswert geschlechtsspezifisch ist..." (MACCOBY und JACKLIN, zitiert nach SCHENK, 1979, S.84). Und auch hier ist eher anzunehmen, daß die Nachahmung gleichgeschlechtlicher Modelle, da sie nach SCHENK vornehmlich erst bei Kindern ab dem fünften Lebensjahr stattfindet, nicht die Ursache, sondern die Folge der Geschlechtsrollenübernahme ist. Außerdem ist zu bemängeln, daß sich die drei letztgenannten Theorien lediglich mit von außen an das Kind herangetragenen Faktoren zur Geschlechtsrollenübernahme beschäftigen, nicht aber mit den das Innere des Kindes repräsentierenden kognitiven und affektiven Faktoren.

Zumindest den Anspruch, die Wichtigkeit des Oenkens in die Entwicklung der Geschlechtsidentität mit einzubeziehen, erfüllt KOHLBERGS Theorie der kognitiven Entwicklung. Es scheint auch so, daß die erst relativ späte Nachahmung gleichgeschlechtlicher Modelle (s.o.) besser in dieses Konzept integriert werden kann. Aber auch dieser Ansatz greift, wenn er alleine steht⁴ zu kurz. So kann er z.B. das Phänomen der interindividuellen Unterschiede von geschlechtsspezifischem Verhalten, die bei Kindern gleichen Geschlechts, Alters und Intelligenz auftreten können, nicht klären. MACCOBY und JACKLIN zweifeln an, daß für Selbstsozialisation auf die Geschlechtsrolle hin die konstante Geschlechtsidentität eine notwendige Voraussetzung sei. Auch sie sind der Meinung, daß eine Parallelität zwischen der Entwicklung der Intelligenz und Geschlechtsrollenübernahme, im Gegensatz zu KOHLBERGS Annahme, für ältere Kinder nicht mehr zutrifft (vgl. SCHENK, 1979, S.101). In seiner Gesamtheit ist der kognitive Ansatz kaum empirisch überprüft.

1.2.3. Resümee

Offensichtlich reicht keiner der genannten Ansätze all eine aus den komplexen Prozeß der Geschlechterrollenübernahme zu erklären. Sowohl die umfassenderen Ansätze der Psychoanalyse, der kognitiven Entwicklungstheorie und der Rollentheorie als auch die nur vom Erwerb einzelner geschlechts-spezifischer Verhaltensweisen ausgehenden Ansätze des Modell-Lernens und der differentiellen Sozialisation greifen zu kurz oder sind in Annahmen falsch bzw. empirisch nicht nachprüfbar. Vermutlich sind aber trotzdem Teilbereiche aller Theorien an diesem Prozeß beteiligt, in dem die kognitiven Faktoren das organisierende Moment bilden, das die sich sonst nur partikulär abspielenden Lernerfahrungen vereinheitlicht.

Die formulierten Ansätze versuchen das Problem der Geschlechtsrollenübernahme zu lösen, in dem sie vornehmlich die Eltern-Kind-Einheit, gelöst aus ihrem sozio-kulturellen Umfeld, betrachten. Aber gerade die Auseinandersetzung mit der Umwelt sind, an den kulturell unterschiedlichen Ausprägungen der Geschlechtsrollen ersichtlich, von entscheidendem Einfluß auf die geschlechtsspezifische Entwicklung. Außerdem müßte die in den Ansätzen viel zuwenig beachtete Interaktion verschiedener Sozialisationsvariablen, wie auch die affektiven Faktoren, mehr Berücksichtigung finden. Dieses könnte auch zur Deutung interindividueller Verhaltensausprägungen beitragen.

1.3. Sozio-kulturelle Aspekte im Prozeß der Geschlechterrollenübernahme

Nach BILDEN ist die Einordnung in die Geschlechterdichotomie eine lebenswichtige Anpassungsleistung, "denn Geschlecht als der natürlichen übergestülpte soziale Kategorie ist ein tiefreichendes Gliederungsmerkmal, ein fundamentales beziehungsrelevantes Prinzip aller bisherigen Gesellschaften" (Hervorhebung im Original; BILDEN, 1980, S.794). Auch

SCHENK ist der Auffassung, daß die Entwicklung einer Geschlechtsidentität eine psychische Notwendigkeit sei. Die fortführende Bemerkung, daß sich diese Entwicklung zunächst an kulturellen Stereotypen orientiert, läßt erkennen, dass es sich dabei um die Reproduktion der von einer Gesellschaft dem jeweiligen Geschlecht zugewiesenen und damit erwarteten Verhaltensweisen handelt. Da diese Erklärung der Definition der Geschlechterrolle (siehe auch 1.1.) entspricht, liegt es nahe anzunehmen, daß sich die Entwicklung der Geschlechtsidentität über die Erfüllung, zumindest Kenntnisnahme der Geschlechterrolle vollzieht.

Die Geschlechterrolle ist demzufolge ein von der jeweiligen Gesellschaft geprägter, durch deren sozio-kulturellen Werte und Normen mit Inhalt gefüllter, stereotyper Begriff von der Vorstellung, wie Frau oder Mann zu sein hat.

Im Zuge der Einbeziehung des sozio-kulturellen Umfelds stellt BILDEN den Versuch eines theoretischen Konzepts zur geschlechtsspezifischen Sozialisation dar: "Ontogenese als geschlechtsspezifische Aneignung der sozialen und physischen Welt angesichts der historischen Arbeitsteilung der Geschlechter" (ebd., S.784f). Ontogenese ist dabei als Einheit physischer, psychischer und sozialer Entwicklung zu verstehen. Das Aneignungskonzept betont die aktive Tätigkeit des Individuums, durch den von Erziehungspersonen unterstützten Umgang mit Dingen und Personen, allmählich "... eine den objektiv-strukturellen Anforderungen mehr oder weniger entsprechende subjektive Struktur (Persönlichkeitsstruktur) ..." aufzubauen (Hervorhebung im Original; ebd., S. 785) . An der chronologischen Abfolge von Spiel, Lernen, Arbeit vollzieht sich der "... stufenförmige Aufbau eines gesellschaftlichen Individuums, einer handlungsfähigen Person (Sozialisation) ..." (Hervorhebung im Original; ebd.).

Die organisierenden Momente sind dabei die Arbeitsteilung nach Geschlecht und normative Rollen- und Charaktervorstellungen. Durch die historisch gewordene Form der Arbeitsteilung, in der die Frau die private Reproduktionsarbeit

und der Mann die Berufsarbeit zu leisten hat, entstehen unterschiedliche Lebensbedingungen, die Einfluß auf gesellschaftliche Macht und Bewertung der Geschlechter haben.

Unter dem Eindruck dieser an der geschlechtsspezifischen Sozialisation beteiligten sozio-kulturellen Faktoren, nimmt BILDEN Abstand von Überbewertung der Wirkung der Eltern auf diesen Prozeß. Vielmehr existieren noch sehr verschiedene "Umwelten", wie Geschwister, peer-group, Stereotype in Kinderbüchern und Fernsehen usw., die die Entwicklung der Geschlechtsidentität beeinflussen.

KAPITEL 2: DIE ROLLE DES VATERS IM HISTORISCHEN UND PSYCHOSOZIALEN PROZESS

2.1. Geschlechtsspezifische Rollendifferenzierung

In unserer Gesellschaft wird eine rigide Trennung zwischen weiblich und männlich vorgenommen. Die Auswirkungen dieser Differenzierung sind am deutlichsten in der Arbeitswelt zu erkennen, nehmen aber im Besonderen Einfluß auf die Ausprägung geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen. Für eine Beurteilung, ob diese Unterscheidung, wie noch oft angenommen wird, aufgrund biologisch bestimmter geschlechtsspezifischer Merkmale besteht, oder vielmehr durch unterschiedliche Entwicklungsmöglichkeiten der Geschlechter entstanden ist, soll im folgenden ein geschichtlicher Rückblick und ein interkultureller Vergleich Anregung bieten.

2.1.1. Vom Matriarchat zum Patriarchat

Aus der Altsteinzeit stammende Skelettfunde, die sowohl die Größe der Statur als auch den Durchmesser der Knochen bei Frauen und Männern als annähernd gleich belegen, weisen darauf hin, daß zu dieser Zeit beide Geschlechter gleiche Arbeit leisteten. Die Menschen lebten in kleinen Sippen zusammen und ernährten sich vom Sammeln. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird angenommen, daß diese Sippen, wie bei Rudeln wilder Tiere, von Frauen angeführt wurden. Der höhere Status der Frau wurde außerdem durch eine matrilineare¹ Abstammung und das matrilokale² System der Sippe gekennzeichnet. Die Matrilinearität war die logische Konsequenz aus der Tatsache, daß Vaterschaft im Gegensatz zur Mutterschaft nie mit letzter Sicherheit nachweisbar war. Außerdem ist möglicherweise der Zusammenhang zwischen Paarung und Zeugung nicht bekannt gewesen.

¹ matrilinear: Abstammung in mütterlicher Folge; im Gegensatz zum heutigen patrilinearen System

² matrilokal: Der Mann siedelt sich bei der Sippe seiner Frau an.

Mit dem Beginn der Arbeitsteilung stellte sich ein Ungleichgewicht in den sozialen Positionen der Geschlechter ein. Zunächst scheinbar noch mehr zu ungunsten des Mannes. Er wurde Jäger, konnte aber aufgrund mangelnder Erfahrung und unzureichenden Jagdwerkzeugs nicht viel zum Nahrungserwerb beisteuern. Die Frau blieb weiterhin Sammlerin, brachte den Hauptteil der Nahrung ein, erwarb so einen höheren sozialen Status und damit, wie in allen anderen Kulturen, das Recht der Partnerwahl. Da es zu der Zeit noch kein Privateigentum gab, führte dies nicht wie in späteren (patriarchalischen) Gesellschaften zur Ausbeutung des anderen Geschlechts, sondern gab den Frauen lediglich Vorrechte zur Partner- und Ansiedlungswahl (vgl. BORNEMANN, 1975, S. 44) .

In der matristisch denkenden und fühlenden Gesellschaft sorgte jeder für jeden, wie die Mutter für das Kind. Nahrung wurde nach Bedürfnis und nicht nach Leistung verteilt. So bekam auch nicht der Jäger die größten Stücke seiner Beute, sondern Alte, Kranke und Kinder. Er wurde geehrt und bewundert für sein Können, nahm aber keine Sonderstellung in der Sippe ein. Fehlende Hierarchie und Autorität ließ somit auch die gewählte Sippensprecherin nur Erste unter Gleichen sein (vgl. ebd., S.46).

Die erste Herabsetzung der Stellung der Frau ging einher mit dem Durchbruch der Jagdtechnik und ist nach BORNEMANN nur durch eine parasitäre Förderung des Mannes auf Kosten der Frau möglich gewesen. Während die Frau weiterhin das Lager zu versorgen hatte, die Kinder aufziehen mußte und vor allen Dingen durch das Sammeln den Hauptteil der Nahrung beschaffte, hatte der Mann Zeit, auch bei Mißerfolgen, in der Jagd Erfahrungen zu sammeln.

Verbesserte Jagdinstrumente schafften die Grundlage für die Einzeljagd, im Gegensatz zu der vorher ausgeübten Jagd im Verband. Es entstand das erste Mal der Konflikt von individueller Produktion und kollektivem Konsum, aus dem sich nach BORNEMANN später Privateigentum, Familie und Klassengesellschaft entwickeln sollten. Da diese wirtschaftliche Neuerung

vornehmlich in den Händen der Männer lagen, entwickelte sich ein Erbrecht in der Folge von dem Vater auf den Sohn, das eine weitere Schwächung der Position der Frau bedeutete. Die Frau besaß also keinen ökonomischen Status mehr, bei gleichzeitigem Fortbestehen des matrilinearen und matrilokalen Systems.

Nahrungsüberschüsse ließen Vorratswirtschaft und Tauschhandel, aber auch Anreize entstehen, die zu Übergriffen kriegerischer Stämme führten. Die Verteidigung der matristischen Stämme änderte deren gesellschaftliche Struktur, indem die bis dahin ohne Hierarchie und Waffen lebenden Sippen und Stämme sich gezwungen sahen sich zu bewaffnen und sich hierarchisch durchzuorganisieren - aus Sprecherinnen wurden Sprecher, aus Sprechern Heerführer. Die freie Wahl der Heerführer oder Häuptlinge wurde weiter eingeengt, bis diese Position auch väterlicherseits vererbt wurde, damit nach BORNEMANN den Adel entstehen ließ und einen weiteren Ursprung der Klassengesellschaft bildete.

Die inzwischen seßhaft gewordenen Nomaden lebten von der Viehzucht der Männer, die weiterhin auch noch jagten, einerseits und dem Hackbau der Frauen andererseits. Durch die Erfindung des Pfluges erwarb der Mann nun auch die Vorherrschaft im Ackerbau, der letzten Domäne der Frau. Der Pflug mit seiner größeren Produktivität bewirkte auch den Zerfall der Sippen. Es lebten nun kleinere Gemeinschaften zusammen, meist sogar nur ein Mann und eine Frau, was den Nachweis der Vaterschaft leichter machte. Die ökonomische Vorherrschaft des Mannes zog nun auch seine sexuelle Dominanz nach sich. Das System wurde patrilinear und patrilokal.

Mit der Entstehung des griechischen und auch des römischen Reiches gelangte das Patriarchat um den Beginn unserer Zeitrechnung zu einer Blütezeit. Die klassenlose Gesellschaft war aufgehoben, es herrschte die Klassengesellschaft, in der nur Besitz und Leistung zählte. Die Frauen und Armen verloren ihr Stimmrecht, da sie meist kein Eigentum besaßen.

Aus der in den matristischen Kulturen bestehenden Gleichberechtigung wurde im Patriarchat eine Diktatur des Mannes über Frau und Kind.

Es mußte nun eine übergeordnete autoritäre Institution geschaffen werden, die einerseits die unterschiedlichen Klassen zusammenhielt und andererseits den Willen der herrschenden Klasse erfüllte. Der Staat war diese Autorität, die über den Klassen stand und die Familie die Institution, die seine Werte zu vermitteln hatte.

Die Familie erzog die Kinder zum Respekt und Gehorsam gegenüber ihren Eltern und schaffte damit Respekt und Gehorsam auch gegenüber dem Staat. Nach BORNEMANN war es eine Erziehung zur lebenslänglichen Abhängigkeit von Autorität im Gegensatz zu den auf möglichst frühe Selbständigkeit bedachten Erziehungsnormen der Sippengesellschaft. Weiterhin wurden Liebe, Belohnung und Strafe Mittel der Erziehung, die das Kind je nach erbrachter Leistung erfuhr.

Die patriarchalische Gesellschaft, geprägt durch Leistung, Abhängigkeit, Pflicht, Konsum, Eigentum und Ansehen, ließ auch Neid, Angst und Aggression entstehen, während Werte wie Liebe, Selbständigkeit, Produktivität und Kreativität, die zu einem selbstbestimmten erfüllten Leben gehören, immer mehr in den Hintergrund rückten.

2.1.2. Kulturelle Variabilität der Geschlechterrolle

Die klassisch gewordene Studie von MEAD, die an drei Stämmen auf Neu Guinea Verhaltenweisen und Persönlichkeitseigenschaften untersuchte, zeigt die Variabilität geschlechtsspezifischer Rollendifferenzierung. Bei den Arapesh stellte MEAD liebevolles, fürsorgliches, freundliches, aufmerksames und kooperatives Verhalten fest, sowie die Bereitschaft sich anderen unterzuordnen. Diese in unserem Kulturkreis als "traditionell weiblich" geltenden Eigenschaften zeigten sowohl Frauen als auch Männer dieses Stammes. Bei den Mumdugumor dagegen war das Verhalten beider Geschlechter

eher "männlich" und drückte sich in Aggressivität, Feindseligkeit, Haß und gegenseitigen Verdächtigungen aus. Eine Umkehrung der Geschlechtsrollenstereotype fand sie bei den Tchambuli. Hier war die Frau herrschend, sachlich und lenkend, während der Mann weniger verantwortlich und gefühlsmäßig abhängig war.

Dieses Beispiel belegt, daß menschliches Verhalten und die Ausprägung der Persönlichkeit keineswegs nur der biologischen Determination unterliegt, sondern auch von Umwelt- und Sozialisationsfaktoren bestimmt wird. Die Begriffe "männlich" und "weiblich" werden somit je nach den Anforderungen und Normen eines Kulturkreises formbar (siehe 1.3.).

SCHENK stellt anhand kulturvergleichender Untersuchungen zur geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung Regelmäßigkeiten in der Zuordnung der Arbeiten nach Geschlecht fest (vgl. SCHENK, 1979, 5.184). Danach sind die von Männern ausgeübten Arbeiten meist die körperlich sehr anstrengenden, im Team durchgeführten und eine längere Abwesenheit vom Wohnort erfordern Tätigkeiten. Bemerkenswert ist die Feststellung, daß es einige universell männliche Arbeiten gibt, aber keine, die nur weiblich sind (vgl. ebd., 5.185).

Das sich durch den erforderlichen Kraftaufwand differenzierende Untersuchungsergebnis scheint aber nach SCHENK außerdem einem anderen Modus unterworfen zu sein, da es auch weibliche Tätigkeiten gibt, die erheblich mehr körperliche Kraft erfordern als ein Teil der männlichen Arbeiten. Nach SCHENK werden zwar einige Arbeiten direkt, auf physischen Geschlechtsunterschieden beruhend, einem Geschlecht zugeordnet, aber auch alle damit zusammenhängenden und ähnlichen Tätigkeiten (z.B. Jagen und Waffenherstellung) (vgl. ebd. 5.185).

So scheint es Arbeiten zu geben, die entweder als "traditionell männlich" oder als "traditionell weiblich" gelten. Obwohl diese Differenzierung bei manchen Tätigkeiten inzwischen der logischen Grundlage entbehrt, wird sie weiterhin unreflektiert übernommen. Es muß somit angenommen

werden, daß lediglich verinnerlichte Vorstellungen über Geschlechtunterschiede dem Mann und der Frau ihre jeweilige "geschlechts-spezifische" Arbeit zuordnen, aber auch über ihre Rolle in Verhalten und Persönlichkeit bestimmen.

2.2. Das Patriarchat lebt noch

Mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert vollzog sich in der Familie ein struktureller Wandel. Vorher waren es meist Mehrgenerationsfamilien, in denen der Vater das Oberhaupt als letzte Entscheidungsinstanz repräsentierte. Der Wohnort war, wie bei den Bauern und Handwerkern, zugleich Arbeitsstätte. Die Familie bildete eine Produktionsgemeinschaft, in der die Rollen zwar traditionell verteilt waren, doch verliefen die Grenzen durch die Einbeziehung der Großeltern und der Kinder fließend.

Durch die Industrialisierung befand sich die Arbeitsstätte außerhalb des Hauses, wodurch die Produktionsgemeinschaft der Familie aufgelöst wurde. Die Rollenverteilung wurde rigider, indem der Mann alleine die Erwerbsarbeit leistete, während die Frau Haushalt und Kinder versorgte. Die Großeltern verloren damit ihre Funktion im Familienverband. Es entstand die isolierte Kleinfamilie.

Im folgenden soll die Situation des Mannes, der in dieser Familienform aufgewachsen und später meist selbst Vater in einer isolierten Kleinfamilie ist, unter Berücksichtigung gesellschaftlicher Umstände und Normen aufgezeigt werden.

2.2.1. Zum Wesen des Mannes

Im Zeitalter der Emanzipation und der Angleichung der Geschlechter mag die Überschrift etwas befremdlich und überholt wirken, aber es scheint immer noch Vorstellungen davon zu geben, wie ein Mann von Natur aus ist bzw. sein sollte. So mißt sich nach PROSS beinahe jeder Mann an der Norm und auch, GOLDBERG stellt fest, daß die Bewertung der Männer untereinander abhängig ist von dem Grad der

Annäherung an das Männlichkeitsideal.

Wie sehr sich die Unterschiedlichkeit der Wesensmerkmale der Geschlechter selbst in einer so aufgeklärten Wissenschaft wie der Psychologie manifestiert hat, belegt die Erklärung des Begriffes "Geschlechterpsychologie" eines psychologischen Wörterbuches:

"Geschlechterpsychologie untersucht die psychischen Eigentümlichkeiten beider Geschlechter. Wesentlichen Anteil an der Ausprägung des Geschlechtscharakters haben die endokrinen Drüsen, voran die Geschlechtsdrüsen" (HEHLMANN, 1974, S. 176).

Bezeichnend daran ist nicht die Erwähnung von biologischer Determiniertheit unterschiedlicher Geschlechtsausprägung, so gibt es z.B. nachweisbar einen Zusammenhang von Aggressionsbereitschaft und dem männlichen Geschlechtshormon Testosteron (vgl. SCHENK, 1979, S.23), sondern die suggerierte Übergewichtigkeit dieser, dadurch daß sie uneingeschränkt an erster Stelle genannt wird.

Ein wissenschaftliches Nachschlagewerk muß m.E. bei der Erklärung der Ursache von geschlechtsspezifischen Dispositionen der biologischen Determiniertheit, die Mechanismen sozialen Konditionierens¹ mindestens gleichwertig gegenüberstellen.

Im folgenden wird zwar darauf eingegangen, daß es auch soziale und kulturelle Aspekte gäbe, die Einfluß auf die Aneignung geschlechtsspezifischen Verhaltens haben, aber man gewinnt doch eher den Eindruck eines nicht anerkannten, untergeordneten Zusatzes.

Die auf die oben zitierte Erklärung folgende Aufzählung festgestellter psychischer Geschlechtsunterschiede in entwicklungschronologischer Abfolge erweckt zudem den Eindruck des Vorhandenseins einer männlichen und einer weib-

1 In einer Studie wurde einer Zuschauergruppe ein schreiender, neunmonatiger Säugling vorgeführt. Einem Teil der Zuschauer wurde gesagt, es sei ein Junge, bei dem anderen Teil wurde das Baby als Mädchen ausgegeben. es stellte sich heraus, daß die Ursache des Schreis je nach Geschlecht unterschiedlich interpretiert wurde. Beim "Jungen" wurde das Schreien eher auf Ärger, beim "Mädchen" eher auf Angst zurückgeführt (vgl. GREENGLASS, 1986, S.56). Es ist anzunehmen, daß diese verschiedenen Auffassungen auch Grundlage für unterschiedliche Behandlungsweisen sind.

lichen Normalentwicklung, beruhend auf biologischen Grundlagen, mit entsprechenden Verhaltensweisen und Wesensausprägungen (siehe 2.2.2.). Solche Geschlechtsrollenstereotype finden sich auch in verschiedenen Arbeiten zur Geschlechtsrollensozialisation wieder (vgl. SCHENK, 1979; BILDEN, 1980; PROSS, 1978; GREENGLASS, 1986; STURM, 1985).

SCHENK faßt die spezifischen Eigenschaftszuweisungen für den Mann mit "Kompetenz / Leistungsfähigkeit" und für die Frau mit "Wärme / emotionale Ausdruckskraft" zusammen.

Die Stereotype werden geprägt durch traditionelle Rollenvorstellungen, die wiederum durch die historisch gewordene Arbeitsteilung der Geschlechter manifestiert worden sind (vgl. BILDEN, 1980, S.785). Der Mann wird mit Attributen versehen, die sein Leben und Überleben in der Berufswelt und der außerhäuslichen Umwelt gewährleisten. Er ist der Aktive. Die Frau scheint gerüstet für die private Reproduktionsarbeit - "für den Mann, für die Kinder, für den Haushalt". Sie ist die Passive. LEHR (1980) beschreibt sogar ein "Geben-Wollen", Wunsch nach Selbstaufopferung der Frau im Gegensatz zum "Nehmen-Wollen" des Mannes, ursprünglich entstanden aus der anthropologischen Sichtweise in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts.

Entsprechend fallen auch die Selbstbilder von Männern in der Untersuchung von PROSS aus. Männer halten sich selbst für überlegen, besitzen ein ausgeprägteres Selbstbewußtsein, sind physisch besser ausgestattet und damit auch geistig und psychisch höher qualifiziert, halten sich für risikobereiter und ausdauernder, treten sicherer auf und können logischer denken als Frauen (vgl. PROSS, 1978, S.154).

Aber nicht nur die Selbstbilder der Männer charakterisieren den Mann als einen starken, überlegenen und rational denkenden Menschen. Allgemeine Umfragen kommen zu dem Ergebnis,

1 Die Frau muß in dem Zusammenhang auf jeden Fall mit berücksichtigt werden um die Polarität und Ausschließlichkeit beider Rollen(erwartungen) aufzuzeigen.

daß der Mann unabhängig, selbstbewußt und ehrgeizig ist (vgl. GREENGLASS, 1986, S.24). Der Frau werden dabei die entgegengesetzten Extreme zugeordnet.

Bezeichnend daran ist zum einen die Polarität, d.h. Frau und Mann werden keine bzw. kaum gleiche Eigenschaften zugeschrieben, und zum anderen die Wertung, die die Merkmale des Männlichen offensichtlich positiver einschätzt.

SCHENK versucht außer den Negationen der männlichen Eigenschaften wie z.B. abhängig, subjektiv, usw. bei der Frau nur ihre eigene und dabei gesellschaftlich positiv gewertete Merkmale zu finden. Es werden u.a. Sanftheit, Einfühlung, Takt und die Fähigkeit, zärtliche Gefühle auszudrücken genannt und zusammenfassend als "Wärme und emotionale Ausdruckskraft" (s.o.) herausgestellt. Diese dem weiblichen Stereotyp als positiv zugeschriebenen Eigenschaften würden aber nach SCHENK wiederum dem männlichen Stereotyp fehlen.

Zum historischen Wandel solcher Stereotypenzuschreibungen sei auf eine Untersuchung von 1961 und der 1976 durchgeführten Replikation über die Einstellung zum Frauen-Studium hingewiesen (vgl. SCHENK, 1979, S.111f). Die Befragung von Studenten/innen 1976 zeigte im Vergleich zu 1961 zwar "... wichtige Änderungen in der Einstellung zum Frauenstudium, aber gänzlich unveränderte stereotype Vorstellungen über 'männliche' und 'weibliche' Eigenschaften" (ebd., S.113).

Die Verschiedenheit und damit die Trennung der Geschlechter bleibt demzufolge also bestehen - zumindest in der Vorstellung der Gesellschaft. Und genau die ist es, die m.E. den wesentlich größeren Anteil an der Ausprägung des Geschlechtscharakters hat als die endokrinen Drüsen. Ein Kind ist immer ein Produkt seiner Umwelt. Die Sozialisationsfaktoren Eltern, Schule, Medien, peer-group, usw. dürfen deshalb bei der Erklärung der geschlechtsspezifischen

Identitätsentwicklung nicht zugunsten einer rein biologischen Begründung vernachlässigt werden.

Kinder sind abhängige Wesen und damit der Beeinflussung sehr stark ausgesetzt. Die Abhängigkeit besteht sowohl physisch, durch die Notwendigkeit des Ernährungs-, Saubergemacht- und Warmgehaltenwerdens, als auch psychisch, durch das Bedürfnis geliebt zu werden. Sie haben nicht die Möglichkeit, sich ihre Bezugspersonen frei zu wählen und sind den Eltern somit völlig ausgeliefert.

Eine Gesellschaft, die dem Anschein nach fortschrittlich ist, unter deren Oberfläche aber mehr oder weniger offen verkrustete Moralvorstellungen zutage treten, wird es nicht schaffen, den Kindern die Möglichkeit einer freien Entwicklung zu gewährleisten. Gerade diese noch latent vorhandene Moral wird Eltern in Grenzsituationen oder bei Verunsicherungen doch wieder nach dem "altbewährten" hierarchischen Modell zwischen ihnen und den Kindern handeln lassen.

Autorität der Eltern, Gehorsam der Kinder und Prinzip, "Verhalten ist wichtiger als Sein", leiten Kinder beharrlich darauf hin, fremdbestimmt zu sein. "Ein konditioniertes, braves Kind darf nicht spüren, was es empfindet, sondern fragt sich, wie es fühlen sollte" (Hervorhebung im Original, MILLER, 1980, S.145).

Erst wenn Eltern lernen, sich die Blöße geben zu können, Schwächen zu zeigen, werden sie ihren Kindern auch die Blöße lassen können, sich zu entwickeln.

Aber der Druck einer Gesellschaft mit solchen rigiden Vorstellungen ist zu groß, um Abweichungen zu tolerieren und Eltern und Kindern den Weg einer freieren Entwicklung zu ermöglichen. Eine Angleichung der Geschlechter hat (noch) nicht stattgefunden.

2.2.2. Männliche Normalbiographie

Der Mann wird im Laufe seines Lebens kontinuierlich mit den stereotypen Vorstellungen seiner Rolle konfrontiert und es ist vorwiegend sein Geschlecht, das einem besonderen Druck unterliegt, sich geschlechtskonform zu sozialisieren (vgl. BILDEN, 1980, S.801; GREENGLASS, 1986, S.60; SCHENK, 1979, S.94).

Männliche Kinder werden wesentlich mehr mit Belohnungen und Bestrafungen traktiert als Mädchen. Dabei zeigt sich, daß besonders Väter intolerant auf abweichendes Verhalten ihrer Söhne reagieren (vgl. SCHENK, 1979, S.88). Die "bewertenden" Interaktionen führen nach SCHENK dazu, sich interessant und ernst genommen zu fühlen, was andererseits aber anscheinend auf Kosten des Sich-geliebt-fühlens geht. Denn eine direkte Befragung von Jungen, denen offensichtlich nicht weniger Wärme und Zuwendung entgegengebracht wurde, ergab, daß sie dieses Gefühl von den Eltern weniger hatten und diese auch weniger liebevoll erlebten als die befragten Mädchen (vgl. ebd., S.94). Erklärlich wird so auch, dass Jungen früher eine konstantere stereotype Spielzeugwahl ausbilden als Mädchen und im Alter von fünf bis sechs Jahren außerdem vermehrt gegengeschlechtlichen Aktivitäten ausweichen (vgl. BILDEN, 1980, 8.781).

Eine Geschlechtertrennung vollzieht sich. Alles weibliche ("weibische") wird verächtlich gemieden. Die von nun an bestehende "homosozial männliche Welt" (vgl. ebd., 8.793) funktioniert anders als die entsprechend weibliche. Jungen schliessen sich zu Gleichaltrigengruppen zusammen und erobern das außerhäusliche Umfeld, während Mädchen, weiterhin stärker ans Haus gebunden bleiben und eher in Dyaden spielen.

Die Abgrenzung erscheint umso krasser, wenn man bedenkt, daß bis dahin das Leben des Jungen - wie auch des Mädchens vornehmlich vom Weiblichen geprägt ist: Angefangen bei der Mutter, die, durch die Vollzeitbeschäftigung und Ruhebe-

dürftigkeit des oft abwesenden Vaters, die meiste Zeit mit den Kindern verbringt, über die Institutionen Kindergarten, Vorschule und Grundschule, in denen überwiegend Frauen beschäftigt sind.

Eine Untersuchung über das Bruststillen belegt sogar eine besondere Nähe der Jungen zu den Müttern. Danach sind Mütter von Jungen eher bereit generell zu stillen und tun dies auch länger und öfter als Mütter von Mädchen (vgl. SCHEU, 1977, S.54).

Die Konditionierung beginnt schnell. Ab dem dritten Monat weicht die zärtliche Nähe der Mutter zusehends einem von ihr geförderten motorisch aktivem, raumgreifenden "männlichen" Verhalten (vgl. BILDEN, 1980, S. 788). Auch die Wahl des Spielzeugs und die Art der Rollenspiele orientieren den Jungen auf die technische, stärker sachbezogene Welt der Männer hin. Die "Tendenz weg vom Haus" i (vgl. GREENGLASS , 1986, S.60) soll zur Unabhängigkeit und Selbständigkeit hinleiten.

Da diese "Förderung" einem fremd- und nicht selbstbestimmten Prozeß unterworfen ist, wird der Junge gleichzeitig gezwungen, bestimmte, von den "Förderern" ungewünschte, weil nicht in deren Ziele passende, Verhaltensweisen und Gefühle zu unterdrücken. Angst, Traurigkeit, Abhängigkeit und "um Hilfe bitten" als typisch weibliche Verhaltensweisen müssen abgewehrt werden (s.o.). Jungen werden auf und zur Distanz erzogen und distanzieren sich damit auch zwangsläufig von ihren Gefühlen.

GOLDBERG deckt einige Widersprüche und Ungereimtheiten zwischen der Entwicklung zum Mann und den Erwartungen an den erwachsenen Mann auf. Während sich Gelerntes und Angewandtes bezüglich Beruf und Karriere deckt - Aggressivität und Durchsetzungsvermögen wird von den Eltern gefördert und in der Außenwelt (Gleichaltrigengruppe) erprobt (andererseits widersprüchlicherweise zu Hause und in der Schule beschnitten) -, ist dies hinsichtlich sozialer Kontakte

im Allgemeinen und der Beziehung zur Frau im Besonderen' nicht der Fall. Auch GOLDBERG weist auf die Unterdrückung des Weiblichen im Alter von fünf bis sechs Jahren hin. Danach wird das Spielen mit Jungen erwartet, hingegen im Erwachsenenalter wieder die Nähe zur Frau (vgl. GOLDBERG, 1979, S.73). Ähnlich muß er als Liebhaber fähig sein, Zärtlichkeit zu geben, die er im Kindesalter als typisch mädchenhaftes Verhalten kennengelernt hat (vgl. ebd., S.78). Der Zwiespalt zeigt sich auch besonders deutlich zwischen Beruf und Familie, wo er einerseits dominant und aggressiv auftreten müsse, andererseits aber fürsorglich, einfühlsam und selbstlos (vgl. ebd., S.75; vgl. auch SCHENK, 1979, S.175).

Der Beruf ist für den Mann das Ziel, das biographische Bestimmungsmoment (vgl. BILDEN, 1980, S.805), in dem seine Sozialisation Früchte tragen soll. In den leistungsorientierten Industriegesellschaften ist es in erster Linie der berufliche Erfolg, die Karriere, über die sich Männer definieren. Paradoxalement ist nicht nur ihr Selbstwertgefühl davon abhängig, sondern auch ihr Erfolg in der Liebe (vgl. GOLDBERG, 1979, S.145).

Der Druck setzt sich demnach fort. Beginnend mit der Übernahme männlicher Verhaltensweisen in der Kindheit geht er später über in den Kampf um berufliche und gesellschaftliche Stellung. Hierbei zeigt sich wiederum der Druck den die Leistungsgesellschaft ausübt. Beruf und Ansehen sind gekoppelt. Es geht nicht um Sein sondern um Haben. Die sozialisierte Distanz zu sich, seinen Gefühlen und seinen Mitmenschen, Karrierebestrebungen und die "Fähigkeit" seine Probleme durch Arbeit zu kompensieren führen den Mann in eine fortschreitende Isolation. Die Zahl der außerberuflichen Kontakte und Aktivitäten nimmt stetig ab.

Zeit, Energie und emotionelles Interesse, die in das berufliche Fortkommen investiert werden, beschränken die Auseinandersetzung mit anderen Personen fast schon zwangsläufig auf diejenigen, die den gleichen Spezialberuf

haben (vgl. PROSS, 1978, S.160). Männerbeziehungen, die sich oft nur über gemeinsame Interessen oder Aktivitäten definieren, nicht aber durch das Bedürfnis nach Nähe oder Zuneigung und Interesse an der anderen Person, werden mangels Zeit oder Wichtigkeit fallengelassen. Männer haben untereinander selten das beruhigende und befriedigende Gefühl der Nähe kennengelernt. Berührungen waren nur zum anderen Geschlecht oder als Handgreiflichkeit gegen "Feinde" erlaubt. Andere Motivation sich unter Männern zu berühren, bargen immer die Angst vor versteckter Homosexualität.

- Meist bleibt nur noch die Ehefrau oder Partnerin, die als "Beziehungsarbeiterin" fungiert, sich als Ausgleich zu seinem beruflichen Stress um sein leibliches und seelisches Wohl kümmert.

Die ersten Krisen treten ein, wenn körperliche Erschöpfungserscheinungen oder chronische Krankheiten seine Produktivität stören. Nach GOLDBERG eine Folge seiner Unfähigkeit, Passivität zuzulassen, die er als weibisch und seine Strebsamkeit behindernd kennengelernt hat. Sie zerstört damit auch den natürlichen Wechselrhythmus von Aktivität und Passivität.

Auch das Syndrom der "männlichen Wechseljahre" ist nach GOLDBERG eher ein Zusammenbruch des Organismus unter der Last jahrelanger Repressionen und der Verleugnung seiner Gefühle als die Angst vor Potenzverlust und biologischen Veränderungen (vgl. GOLDBERG, 1986, S.30). Die Unfähigkeit, in einem befriedigenden Wechselspiel zwischen seinem Inneren - sich seiner Gefühle bewusst zu werden und die Bedürfnisse seines Körpers wahrzunehmen - und seinem Äußeren - den Anforderungen der Berufswelt und den Rollenerwartungen gerecht zu werden - zu leben, ist nach SCHENK eine der wichtigsten Ursachen für die höhere Suizidrate und die niedrigere Lebenserwartung der Männer (vgl. SCHENK, 1979, S.170). Nach amerikanischen Untersuchungen liegt auch der Tod durch Krankheit bei Männern höher. An Krebs und Hypertonie sterben 40 Prozent mehr Männer als Frauen und der Tod durch kardiovaskuläre

Krankheiten und Leberzirrhose sei sogar doppelt so häufig (vgl. GOLDBERG, 1979, S.144).

2.2.2.1. Stützende gesellschaftliche Umstände

Die Normen unserer bestehenden Leistungsgesellschaft lassen dem Mann nur wenig Freiraum für neue Wege. Er hat die bestehenden Verhaltensnormen anzuerkennen und anzunehmen oder er wird sich nur am Rande dieser Gesellschaft aufzuhalten können. Ähnlich sieht es auch mit seinem persönlichen Werdegang aus. - Ohne berufliche Karriere keine soziale Anerkennung.

Selbst zaghafte Versuche der Männer sich "weiblichen" Eigenschaften zu öffnen scheitern. Spätestens beim Vergleich mit der Rolle der Frau haben sie allen Grund ihren Status bewahren zu wollen. Deren Realität sieht nämlich im Gegensatz zu der juristisch und in der öffentlichen Meinung anerkannten Gleichberechtigung weniger erstrebenswert aus. Frauen befinden sich heutzutage immer noch seltener in gesellschaftlich und wirtschaftlich wichtigen Positionen (Parlament, Wirtschaftsunternehmen, Gewerkschaften), haben weniger Zugang zum höheren Bildungswesen und bekommen oft weniger Lohn als Männer (vgl. INFAS, 1976, S. 116). Männer versuchen das Dogma der männlichen Überlegenheit aufrechtzuerhalten, denn

"Veränderungen in der Form einer Umverteilung männlicher und weiblicher Sozialfunktionen wären für sie ein Verlust an tatsächlicher sozialer Überlegenheit, an sozialer Macht, an Selbstwertgewissheit, auch an Bequemlichkeit" (PROSS, 1978, S.160).

Der Status Quo wird aber nicht einzig durch die Erhaltungsbestrebungen der Männer gestützt. WIECK findet in seinen Vorträgen, in denen er sich kritisch mit der Rolle des Mannes und dessen eingeschränkten Entwicklungsmöglichkeiten auseinandersetzt, auch

"... die Familistinnen, brave Frauen, Männerrechtlerinnen, die im Patriarchat ein warmes Eckchen fanden, in dem sie korrumpt und unsolidarisch überleben und verbohrt an den wenigen ihnen verbleibenden Annehmlichkeiten des Patriarchats partizipieren" (WIECK, 1987, S.49).

Diese, aber auch die Vielzahl schweigender Frauen tragen dazu bei, daß die soziale Vormachtstellung des Mannes nicht angetastet wird.

Eine Beibehaltung der geschlechtsspezifischen Rollenaufteilung ist aber auch gesamtgesellschaftlich von systemerhaltender Relevanz. So haben die herrschenden Repräsentanten der Industriegesellschaften gesteigertes Interesse an der Erhaltung der Familie mit privatem Haushalt, da diese "... als wichtigste Stätte der primären Sozialisation... maßgeblich zur Kontinuität der vorhandenen Sozialstrukturen und ihrer Stabilität ..." (PROSS, 1978, S.180) beiträgt.

Nicht ohne Grund ist der Ruf nach der Hausfrau und Mutter nach einer Zeit der Pseudo-Toleranz für andere familiale Lebensformen um so größer. Es wird versucht, die Frauen durch ökonomische und soziale Sanktionen, wie Verschärfung des Abtreibungsrechtes und finanzielle Anreize, wieder zu ihrer "eigentlichen" Aufgabe, zu Heim, Herd und Kindern, zurückzuführen. Auch die staatlich nicht abgesegnete nichteheliche Gemeinschaft unterliegt solchen Sanktionierungen, indem die Partner einerseits steuerrechtlich als Alleinstehende behandelt werden, aber andererseits bei Sozialleistungen seitens des Staates nicht besser gestellt werden dürfen als Eheleute (vgl. BUNDESMINISTERIUM FÜR JUSTIZ und BUNDESMINISTERIUM FÜR JUGEND, FAMILIE, FRAUEN UND GESUNDHEIT, 1987, S .14f) .

Solange sich bei berufstätigen Müttern zwangsläufig der moralische Vorwurf aufdrängt, sie würden ihre Kinder vernachlässigen, und ihnen somit immer noch die alleinige Verantwortung für die Betreuung der Kinder zugeschrieben wird, wird sich an den rigiden Rollenmustern von Mann und Frau nichts verändern können. Nach GREENGLASS könnten erst folgende sozialpolitische Maßnahmen zu einer Umorientierung familialen Zusammenlebens führen:

- Ausbau des Kindertagesstättennetzes
- flexiblere Arbeitszeiten
- Krankheitsurlaub für erwerbstätige Eltern, wenn ein Kind krank ist
- Elternschaftsurlaub auch für den Vater vor, während und nach der Geburt
- erweiterte Möglichkeiten des "Jobsharings"

(vgl. GREENGLASS, 1986, 5.185)

2.2.3. Die Rolle des Vaters in der isolierten Kleinfamilie

An dem patriarchalischen Rollenbild des Mannes wird immer mehr gekratzt. Das hierarchische Gefüge von früher weicht einer mehr partnerschaftlich orientierten Interaktion, in der der Frau Selbständigkeit und Entscheidungsfähigkeit eingeräumt wird. Vornehmlich sind solche Beziehungen allerdings nur in jüngeren Ehen, in Städten und in höheren sozialen Schichten anzutreffen (vgl. LEHR, 1980, S.83). In den anderen ehelichen Gemeinschaften herrscht weiter der Mann als Patriarch, indem er als Ernährer meist die alleinige Entscheidungsgewalt über Fragen, die ihn und seine Familie betreffen, für sich in Anspruch nimmt (vgl. INFAS, 1976, S. 13).

Aber selbst in fortschrittlicheren Ehen, in denen der Versuch gemacht wird, die gesetzlich garantierte Gleichberechtigung zumindest im Ansatz zu realisieren, indem die Frau auch berufstätig ist und der Mann einen Teil der im Haushalt anfallenden Arbeiten übernimmt, tritt nach der Geburt des Ersten Kindes die traditionelle Arbeitsteilung wieder ein. So kommt auch INFAS zu dem Ergebnis, daß sich Mann und Frau weiterhin in eine "instrumentelle"¹ und eine "expressive" Führerschaft (siehe auch 1.2.2.) differenzieren (vgl. INFAS, 1976, S.119).

In welchem Verhältnis stehen Ernährer- und Vaterrolle des Mannes zueinander? Erstere scheint paradoxerweise die zweite auszuschliessen. Durch eine Überbewertung der Ernährerfunktion investiert er noch mehr Zeit und Energie in seine berufliche Karriere. Die Familie, die eigentlich davon profitieren sollte, kommt oft zu kurz. eine Ursache für dieses Phänomen ist sicher auch in der leistungsorientierten, betont sachlichen Erziehung der Männer zu finden. Denn auf Befragung "ist für sie die Familie zwar wichtig als Stätte der Privatheit, der Erholung, der Versorgung, der Intimität... .", besitzt aber "... nach der Qualität der in ihr geforderten Leistungen... einen geringeren Wert als der Beruf" (PROSS, 1978, S.136).

¹ "instrumentell" ist gleichbedeutend mit "instrumental"

Ganz so eindeutig ist dagegen die Rolle, bzw. Stellung des Mannes innerhalb der Familie nicht zu fassen. Bei der Ermittlung innerfamilialer Machtstrukturen ist zum einen die Unterscheidung zwischen Ehegatten und Eltern-Kind-Beziehung und zum anderen die Schichtzugehörigkeit von Bedeutung.

PROSS stellt fest, daß die Beziehung zu den Kindern häufiger autoritäre Züge aufweist, als die der Ehepartner untereinander. Es zeigt sich, daß die Autorität des Vaters den Kindern gegenüber besonders in den Grundschichten zutage tritt, gleichzeitig aber dort eine ausgewogene Entscheidungsbeteiligung von Mann und Frau verbreitet ist (vgl. ebd., S.126). PROSS interpretiert, daß das Ausmaß der Frustrationen im außerfamilialen Bereich - besonders durch den Beruf - bei Vätern der Grundschichten größer ist, wodurch sie eher dazu neigen innerfamiliale Machtvorsprünge auszunutzen. Eine andere Erklärung bezieht sich auf die "... relativ ungebrochene Kontinuität der Klassentraditionen ..." und "... Erfahrungen im eigenen Elternhaus, die ... unreflektiert fortgesetzt werden" (ebd., S.128). Demnach ist die Gleichrangigkeit der Ehegatten - Mitbestimmung der Frau in finanziellen und familiären Fragen - schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts für Arbeiterfamilien charakteristisch gewesen. Die väterliche Autorität ist seit jeher selbstverständlich.

In den Mittelschichten, insbesondere der oberen, zeigt sich ein anderes Bild. In der Beziehung zur Frau nimmt der Mann eine Vorrangstellung ein, während in der Erziehung liberale Tendenzen vorherrschen (vgl. ebd., S.127). Die Erklärung für dieses Phänomen liegt nicht allein in der geringeren Machtausnutzung der weniger beruflich frustrierten Väter, sondern auch in der bewußten Einschränkung dieser Macht seitens der Mutter. Diese Frauen entpuppen sich damit als wichtige "Anwälte der Liberalität" (ebd., S.129), die für eine freiere Entfaltung ihrer Kinder eintreten.

Das konkrete Vaterverhalten läßt sich allerdings nur in den direkten Interaktionen mit den Kindern ablesen, die über die Funktion des Ernährers und Beschützers hinausgehen. Dies-

bezüglich scheint sich aber eine große Kluft zwischen dem idealen und dem realen Vater aufzutun. Auf Befragung nach ihren Aufgaben äußerten Väter, daß sie, außer der unvermeidbaren Ernährer- und Beschützerfunktion, den Kindern Liebe und Geborgenheit geben und ihnen Kamerad, Freund und verstehender Partner sein sollten. Der Anspruch, der Disziplinierer sein zu wollen und müssen, geht zurück (vgl. ebd., S.130).

Die Frage nach dem realen Umgang mit Kindern zeigt allerdings ein ganz anderes Bild. Eine empirische Untersuchung an amerikanischen Mittelschichtsvätern ergab, daß diese durchschnittlich 37,7, Sekunden am Tag mit ihren einjährigen Kindern sprechen (vgl. GREENGLASS, 1986, S.156 und MOELLER, 1981, S.231). Das Argument, daß Männer sich im Kontakt besonders zum Säugling und Kleinkind schwertun, ist fadenscheinig. Zwar nehmen mit dem Alter der Kinder auch die Kontakte zu den Vätern zu, aber es sind immer noch die Mütter, die für Versorgung, Pflege und spielerisches Beschäftige_zuständig sind. Diese Aufgabenverteilung bleibt selbst dann eindeutig, wenn beide Eltern berufstätig sind (vgl. PROSS, 1978, S.133).

Verwunderlich ist auch die geringe Hilfestellung der Väter bei den Schularbeiten, da sie im Durchschnitt besser ausgebildet und somit eigentlich eher zuständig wären als die Mütter (vgl. ebd., S.132). Väter scheinen ihre Aufgabe als Erzieher nur dann wahrzunehmen, wenn gerade Zeit und Lust dafür da sind. Die Erziehung und der Umgang mit Kindern bleibt eine Kann-Aufgabe der Väter im Gegensatz zur Muß-Aufgabe der Mütter.

"Man braucht die Vaterrolle nicht zu lernen, ... das ergibt sich schon irgendwie von selbst" (ebd., S.134). Dieser Kommentar eines Vaters aus einer Gruppendiskussion zeigt die Inaktivität mit der sich Väter mit ihrer Aufgabe auseinandersetzen. Das aktive Beschäftigen mit Erziehungsfragen, der Besuch von Elternschulen oder Erziehungsberatungsstellen liegt in Händen der Mütter. Väter sind "unsichtbar" (MITSCHERLICH, 1963, S.176) geworden. Die räumlich getrennten Lebenswelten von Vätern (am außerhäuslichen Arbeitsplatz)

und Kindern (zuhause) erschweren den Austausch von Erfahrungen und beschneiden damit deren gemeinsame Erlebniswelt. Kinder nehmen nicht teil an der Freude, am Erfolg oder Mißerfolg des Vaters im Beruf. Sie erleben ihn nicht, wie in früheren Zeiten, als Wohnort und Arbeitsplatz identisch waren, während seiner Tätigkeit. Kind und Vater werden sich fremd, denn auch der Vater bekommt wenig mit von der Entwicklung und dem Tagesablauf seines Kindes. Die Inaktivität der Väter ist eine Konsequenz dieser Entfremdung. Sie fühlen sich bei gleichzeitiger Überbewertung der Mutterrolle einfach nicht mehr zuständig.

Aber auch die Art der heutigen Produktionsprozesse trägt nach MITSCHERLICH zur Entfremdung bei. Die Arbeit der Väter ist "spurlos", läßt nicht mehr Individualität am gefertigten Stück erkennen, sondern muß sich mit Lohnauszahlungen begnügen. Der Vater leidet darunter, daß für seine Familie nicht konkret ersichtlich ist, was er leistet (vgl. ebd., S.195).

Die isolierte Kleinfamilie, in der Mann und Frau mit meist zwei Kindern einen nach außen abgeschlossenen- Familien- und Wohnverband bilden, ist heutzutage der häufigste Familientypus. Es ist nicht zu übersehen, daß der Vater hier die Rolle eines Außenseiters hat. Der Vater von heute ist nach PROSS nicht mehr der übermächtige Vater von früher, sondern ein distanzierter Vater, der die Herrschaft über die "Seinen" abgelegt hat, aber auch nicht ihr aktiver Partner ist. MARTIN wirft bei der Suche nach einer Erklärung dieses Phänomens die Frage nach Ursache oder Folge auf. Hat erst die Entfremdung die Väter zur "Familienflucht" getrieben, oder sind sie erst nach vollzogener Flucht entfremdet worden? Resignation oder Strategie? Die Frage bleibt offen. Sicher ist nur, daß es den Männern durch Sozialisation und familienfeindliche Arbeitswelt schwer gemacht wird, anwesende und sichtbare Väter zu sein.

Dieses an sich nur die Gruppe der Männer, im speziellen der Väter, betreffende Problem zeigt sich in ganzer

Deutlichkeit eigentlich erst dann, wenn man die sozialpolitischen Folgen betrachtet. Dabei ist die Feststellung, daß Kindern durch "unsichtbare" Väter Erfahrungen mit dem Denken, Fühlen und Leben von Männern vorenthalten werden, auf kurze Sicht noch das kleinere Übel. Die Erkenntnis aber, daß es vornehmlich diese "unsichtbaren" Väter sind, die in bildungs- und sozialpolitischen Gremien sitzen, ist weitaus schwerwiegender. Sie treffen so Entscheidungen über das für sie offensichtlich wenig durchschaubare Leben von Kindern, was sich eigentlich von selbst verbietet.

2.3. Auf dem Weg zur "Neuen Väterlichkeit"

Die traditionelle Rolle des Vaters als Patriarch und Ernährer wird zusehends in Frage gestellt. Die Mobilmachung der Frauen für ihre Rechte und der Erfolg, der ihnen größere Eigenständigkeit einräumt, wenn auch von der Gleichberechtigung noch weit entfernt, macht den Mann in seinen Funktionen weitgehend überflüssig. Beherrschen lassen sich Frauen nicht mehr und ernähren können sie sich auch selbst.

Im folgenden sollen veränderte gesellschaftliche Rahmenbedingungen benannt und ihre Auswirkungen auf das Selbstverständnis der Männerrolle untersucht werden. Dabei sind Veränderungen der Männerrolle als Voraussetzung für eine Neuorientierung der Vaterrolle anzusehen.

2.3.1. Gesellschaftliche Veränderungen und Frauenbewegung

Noch zur Jahrhundertwende war die Macht des Vaters unangefochten. Seine gesellschaftliche Stellung, Erfolg in Beruf und im gesamten Leben gingen automatisch auf seine Frau über. Sie war sein Anhängsel. Nach GREEN sei allein der Gedanke, seine Autorität anzuzweifeln, ungeheuerlich gewesen.

Auch nach dem zweiten Weltkrieg zur Zeit des Wirtschaftswunders gehörte es zum Prestige jedes Mannes, Frau und Kinder

zu haben. Die hierarchische Ordnung war ungebrochen. Der Mann büßte zwar von der absoluten Dominanz etwas ein, behielt aber durch die Rolle des Alleinernährers - die Arbeitsteilung der Geschlechter bestand weiterhin - die alleinige Entscheidungsgewalt über familiäre Belange.

Erst die Kulturrevolution der sechziger Jahre brachte Bewegung in das Heer der isolierten Kleinfamilien. Die 68'iger Studentenunruhen, populärer werdende Rockmusik und Männer mit langen Haaren verunsicherten Menschen in ihrer eingefahrenen hierarchischen Ordnung. Es war ein Affront gegen die Moralvorstellungen des Spießertums und hatte allein durch die fast schon pubertäre, übertriebene Vehemenz Erfolg auf Wirkung. Die Obrigkeitshörigkeit wurde unterlaufen, sich gegen den Staat aufgelehnt. Neue Formen vom Zusammenleben und eine freie Sexualität wurden erprobt. Langhaarige Hippies in Kommunen, in denen jeder mit jedem ins Bett zu gehen schien oder es auch tat, erschreckten die Bürger. Daß es dabei auch um Aktionen ging, nicht unbedingt aus einem inneren Gefühl heraus, sondern auch aus der Motivation des expressiven Andersseins, nahm der Bewegung nichts an Wichtigkeit. Im Gegenteil, es zwang die Gesellschaft, wenn auch größtenteils in Form von Ablehnung, sich mit dieser Bewegung auseinanderzusetzen.

Obwohl es sich bei den führenden Köpfen dieser Gegenkultur hauptsächlich um Männer handelte und auch deren Vorrangstellung gegenüber Frauen generell erhalten blieb, breitete sich auch die Frauenbewegung Ende der sechziger Jahre schnell aus. Frauen der Studentenbewegung begehrten gegen die ihnen zugewiesene Rolle als " 'Miezen' an den Kopiergeräten" auf (FRIEDAN, 1977, S.250). Hierbei wäre es ungerecht, die von Männern geführte Studentenbewegung mit den Anfängen der Frauenbewegung zu verquicken, denn deren Ursprung liegt Jahrzehnte zurück. Aber der Umstand, daß die Gesellschaft ohnehin schon gezwungen war sich mit unbequemen Fragen auseinanderzusetzen, erleichterte sicher den Frauen den an Ungehorsam grenzenden Schritt zu tun, für ihre Rechte einzutreten. Außerdem wirkte sich begünstigend auf die schnelle Ausbreitung der Frauenbewegung aus, daß die Frauen der Studentenbewegung,

vornehmlich aus der Mittelschicht kommend, rhetorisch in der Lage waren ihrem Ärger Ausdruck zu verleihen.

In der Folgezeit entstanden diverse Jugendkulturen, angefangen bei den Hippies über Punks, Skins, Teds, Mods, Grufties bis hin zu den Poppern und Juppies, die sich wieder in Kleidung und Karrierestreben den gesellschaftlichen Normen anpassen.

Die Sexualmoral ist freier geworden, besitzt heute allerdings nicht mehr die revolutionäre Freizügigkeit wie zu Anfang der siebziger Jahre. Aber in der Zwischenzeit haben sexuelle Randgruppen, wie Schwule und Lesben, den Mut gefunden, in die Öffentlichkeit zu treten und werden eher toleriert als früher. Unverheiratet zusammenlebende Paare und auch die Kommunen, inzwischen als Wohngemeinschaften bezeichnet, haben den Makel des Verrufenen verloren.

Das gesellschaftliche Spektrum von Liebes- und Lebensformen ist demzufolge vielfältiger geworden. Aber die Frage bleibt offen, ob das Leben dadurch erleichtert wird. Es sind so zwar größere Freiheiten geschaffen worden, seine Bedürfnisse wahrzunehmen, aber das Ausleben dieser Bedürfnisse kollidiert doch oft mit den Prinzipien der Leistungsgesellschaft. In deren Erziehungsidealen sind nämlich solche Freiheiten nicht enthalten. Dort werden solange Grenzen gesetzt bis diese verinnerlicht worden sind und nur noch die Ziele Gehorsam. Fleiß, und Macht gesehen werden. Bei solcherart Konditionierung können Freiheiten die eigentliche Wirkung, die zu einer freien Entfaltung der Persönlichkeit führt, verfehlten und im Gegenteil zu einer Verunsicherung führen, da plötzlich die erfahrenen Grenzen nicht mehr vorhanden sind.

2.3.2. Verunsicherte Männlichkeit

Durch die wachsende Zahl der Feministinnen und der Frauen, die mit der Frauenbewegung sympathisierten, sahen die Männer sich gezwungenen Stellung zu beziehen. Auf der einen Seite waren da die weiterhin "harten" Männer, die sich,

immun gegen die Frauenkritik, nach STURM anhand starker Abwehrsymbole, wie Karriere, Vermögen, typische Statussymbole und Macht, hinter ihrer männlichen Vormachtsstellung verschanzten (vgl. STURM, 1985, S. 23). Sie fürchteten, die "Emanzen" wollten Frauen gegen ihre Männer aufhetzen, Ehe, Familie und Mutterschaft abschaffen, um im Enteffekt die gesamte Männerwelt zu unterjochen. Diese Männer lehnten es von vornehmerein ab mit Feministinnen in Dialog zu treten. Zum einen aus Angst als einer dazustehen, der sich von Frauen was sagen läßt und zum anderen aus Kontaktmangel mit den nur in der Ferne wahrgenommenen "lila Latzhosen-tragenden, spinnerten" Frauen.

Auf der anderen Seite entstanden die der Frauenbewegung scheinbar aufgeschlosseneren Männer, die Softies. Nach WIECK spielt diese Kategorie Mann den Weichen, der angeblich nicht autoritär sein kann, und den Verständnisvollen, ohne dabei richtig zugehört zu haben, akzeptiert aber an den Frauen nur, was ihm selber nützt (vgl. WIECK, 1987, S. 197). Der Begriff Softie, da doch nur als getarnter Chauvie erkannt, verschwand nach einiger Zeit wieder. Geblieben ist die Unsicherheit der Männer, mit den erstarkten Frauen umzugehen.

Denn nicht nur in die Domäne der Männer, die Berufswelt, versuchten die Frauen einzudringen, sondern auch deren Privatleben brachten sie zusehends durcheinander. Die Frauen wollten nicht mehr als das "Heimchen am Herd" von dem "starken" Mann beschützt werden, sie wollten von nun an eine gleichberechtigte Partnerschaft. Die Männer, die mit frauenbewegten Frauen Umgang hatten bzw. haben wollten, sahen sich gezwungen umzudenken. Eine Abkehr vom Benutzerdenken, die Frau für Heim, Herd, Bett, Problembewältigungen und Repräsentationszwecke zu gebrauchen, war angezeigt. Für Männer, die von klein auf gelernt hatten, daß es eine Männer- und eine Frauenwelt gibt, strikt voneinander getrennt und unterschiedlich funktionierend, kam der Schritt zur Angleichung der Welten einer Neusozialisation - einem totalen Umdenkprozeß gleich. Nach STURM ein in erster Linie fremdbestimmter Prozeß, denn der Mann "... paßt sich... den Emanzipations-

bestrebungen der Frau an, gibt Terrain frei, Privilegien ab, aber nimmt selbst nicht wirklich an der Emanzipation der Geschlechter teil" (STURM, 1985, S. 23) .

Der Mann agiert nicht aus sich selbst heraus, er reagiert nur. GOLDBERG nennt es "... sein verzweifeltes Bemühen, ihren Wünschen nachzukommen" (GOLDBERG, 1986, S.156). Diese Wünsche aber scheinen bei vielen Frauen in Theorie und Praxis noch weit auseinanderzuklaffen und verunsichern damit erst recht die Bemühungen des Mannes, der Frau ein "neuer" Partner zu sein. So besteht die Frau auf ihrer Unabhängigkeit, erwartet aber doch noch die Versorgerrolle von ihm. Die Beziehungen sollen gleichberechtigt sein, andererseits zeigt die Frau Verachtung, wenn er nicht doch etwas "mächtiger" ist. Sie will nicht mehr den harten Mann, ist aber abgestoßen von zuviel Schwäche und Gefühlsbetontheit. Die sexuelle Aggressivität des Mannes ist verpönt, andererseits ist auf Seiten der Frau noch keine eigene Initiativergreifung diesbezüglich zu erkennen (vgl. ebd., S.156). Mit anderen Worten: Die Frauen liebäugeln mit sensiblem, gleichberechtigtem Handeln der Männer, bei der Entscheidung zur Wahl eines Partners für Bett und Beziehung greifen sie jedoch auf den undurchsichtigen Macho nach altbewährtem Muster zurück.

Mit den Bestrebungen, den Erwartungen der Frauen gerecht zu werden, scheint dem "neuen" Mann die sexuelle Attraktivität abhanden zu kommen. Harmonie und sexuelle Lust als unvereinbare Komponenten zwischenmenschlicher Bedürfnisse? CLEMENT nennt es "... die traurige Dialektik, daß das Vertraute oft nicht das erotisch Anziehende ist, sondern das Fremde, nicht das stabil Zuverlässige, sondern das vital Unzuverlässige" (CLEMENT, 1988, S.42).

Die Emanzipation des Mannes, seine neue Identitätsfindung, trifft auf andere Prämissen als die der Frau. Er steigt nach herkömmlicher Norm gesellschaftlich ab, verliert Macht und Einfluß durch die Aneignung der negativer gewerteten femininen Eigenschaften, während die Stellung der Frau durch ihre Emanzipation gestärkt zu werden scheint. Eine angebliche

Herabsetzung kann besonders einen durch Leistungs- und Hierarchiedenken geprägten Menschen empfindlich in seinem Selbstbewußtsein treffen, selbst dann, wenn er glaubt, sich davon distanziert zu haben. Er steht zu oft noch unter Gleichen als Schwächling da, wenn er "weibliche" Gefühle zeigt. Altbekannte Formeln werden wieder lebendig: "Ein Junge weint nicht" oder "stell dich nicht so mädchenhaft an". Um sich gegen den Druck aus den eigenen Reihen und die zwiespältige Haltung der Frau zu seinen Veränderungen behaupten zu können, braucht der suchende Mann Kraft und die Überzeugung, auf dem richtigen Weg zu sein.

Nach GOLDBERG ist der Mann allerdings nicht auf dem richtigen Weg, da die Motivation zur Veränderung nicht wie in der Frauenbewegung Ärger und Wut über die Enge der ihnen zugeschriebenen Rolle sind, sondern Selbstanklage und Selbsthaß, die aus feministischen Anklagen gegen den Mann übernommen wurden. Einmal mehr reagiert der Mann "typisch", indem er die Bewältigung eines Problems eher' ideologisch als emotional angeht. So ist auch in den Männergruppen, die in den letzten Jahren entstanden, eine "Intellektualisierung der Gefühle bis zur Leblosigkeit" anzutreffen (vgl. GOLDBERG, 1979, S.11).

Männer sind als eingefahrene Kopfmenschen noch viel zu sehr damit beschäftigt, sich theoretisch aus der alter Rolle herauszuarbeiten, immer dem Zwang unterlegen sich zu rechtfertigen, statt sich von jeglichem ideologischen Rahmen und konventionellen Normen zu befreien, indem sie sich der Unsicherheit hingeben, Fehler zu machen, um wirklich Neues aufnehmen zu können, zu lernen und damit zu verändern.

Eine wichtige Erkenntnis für eine mögliche Veränderung der Männerrolle, dabei gleichzeitig eine Paradoxie der feministischen Forderung nach sensibleren Männern ist, daß die Frauen am Entstehen des Verhaltens der von ihnen kritisierten Männer maßgeblich selbst beteiligt sind - als Mütter in der "vaterlosen Gesellschaft" (MITSCHERLICH). MOELLER prägt den Begriff "Männermatriarchat" und sieht darin sowohl Ursprung als auch Folge dieses Phänomens: "Wider Willen isoliert

[durch die sich distanzierenden Väter, d. V.J] erhalten die ohnmächtigen Mütter alle Macht. Sie herrschen über die herrschenden Männer, weil deren Herrschaft sie beherrscht" (MOELLER, 1981, S.235).

Auch FRIEDAN erwähnt den gleichen Zusammenhang. Sie folgert weiter, daß der Machismo der Söhne eine Abwehrreaktion gegen die Verstörung ist, die durch die Herrschaftsucht der Mütter hervorgerufen wurde (FRIEDAN, 1977, S. 243).

Viele Männer versuchen - unbewußt -, in ihren Partnerschaften die Mutterbeziehungen neu aufleben zu lassen. Die Frauen spielen dabei die Rolle einer "Stellvertreterin" (vgl. FRANK, 1981, S.11) für die große, beschützende und bewahrende Figur der Mutter.

Wie aber sind die starke Frau und der Machismo der Männer vereinbar? Die konventionelle Norm fordert doch vom Mann, der starke, überlegene Beschützer zu sein. Die Folge ist, daß nach Gewahrwerden dieses Widerspruchs der Mann entweder die Beziehung abbricht oder sich der Auseinandersetzung entzieht. Er kann sich nicht der Unsicherheit hingeben, sich dem Widerspruch zu stellen. Die Auswirkung innerhalb der Familie liegt auf der Hand. Der Mann entzieht sich, um sich gerade vor den Kindern nicht die Blöße einer Schwäche geben zu müssen.

Es ist daher von entscheidender Wichtigkeit, daß Männer sich ihre Verunsicherung eingestehen, daraus ein neues Selbstverständnis entwickeln, um dann zusammen mit den Frauen eine neue Grundlage für die Entwicklung ihrer Söhne - und Töchter - zu schaffen.

KAPITEL 3: ZUR SITUATION DES "NEUEN" VATERS

3.1. Vorüberlegung

Es bestehen m.E. für den Mann zwei Gründe, die ihn im Bewußtsein seiner defizitären Rolle fast zwingen, sein Vaterbild neu zu überdenken. Der eine resultiert aus dem bisherigen Status des Vaters als familiale Randerscheinung, der ihm die Erlebniswelt der Familie vorenthält. Der zweite führt über die Einsicht, daß bei Annahme der traditionellen Vaterrolle die Männer der nächsten Generation ähnlich desorientiert sind, zur alten Erkenntnis, hier jedoch weniger das Materielle betreffend, daß die Kinder - besonders die Söhne - "es ja 'mal besser haben sollen."

Der erste Grund dient eher dem Selbstzweck, der zweite dem Wohl des Kindes. Beide sind jedoch eine Folge des Leidens an den verinnerlichten Interaktionsstrukturen mit. der Erkenntnis, daß es sich hier um ein generationsübergreifendes Problem handelt. Der Weg zum "neuen" Vater führt demzufolge, wenn auch nicht zwingend' über eine Verunsicherung, so doch über die kritische Auseinandersetzung des Mannes mit der Enge seiner Rolle.

Auf diesem Weg aber, der "Suche nach einer Alternative zu den autoritären und konturlosen Vaterbildern" (BOPP, 1986, S.53), gibt es "keine ausgetretenen, tradierten Pfade" (GERSPACH, 1986, S.172). Diese Väter müssen Neues ausprobieren, in Kauf nehmen, Fehler zu machen und werden dabei immer mit der gesellschaftlichen Norm konfrontiert, bzw. attackiert, daß Männer eben nichts mit Kinderpflege und -betreuung zu tun haben.

So finden denn auch Väter in der Forschung und in Ratgebern für Säuglingspflege kaum Beachtung. Die moderne Psychologie hat nach GREEN viel für die Ergründung der Mutter-Kind-Beziehung getan, sie für die Entwicklung als wichtig erkannt, nie aber die Auswirkung einer längeren Abwesenheit des Vaters auf das Kind untersucht (vgl. GREEN, 1976, S.64). Auch die Ratgeber halten nach SICHTERMANN durch die ausschließliche

Erwähnung der Mutter als Pflege- und Kontaktperson ganz bei, läufig die Mutterschaftsideologie hoch. In ihrem "Gegenleitfaden" spricht sie, in Anlehnung an den Gedanken, daß eben auch andere Personen (die Väter) zuständig und wichtig sein können, "vom Kind und seinen Erwachsenen" (vgl. SICHTERMANN, 1981, S.24f).

Väter, die bereit sind, sich nicht mehr der Verantwortung für ihre Kinder zu entziehen, sondern mit ihnen eine intensivere Beziehung eingehen wollen, stehen vor weiteren Problemen und Veränderungen. Die Beziehung zur Frau trifft durch Aufteilung der vorher strikt getrennten Rollen auf neue Schwierigkeiten. In der Beziehung zum Kind muß der Mann umdenken und -fühlen lernen. Und nicht zuletzt muß er sich mit der - lästigen Norm der Gesellschaft auseinandersetzen, die privaten und öffentlichen Bereich unterschiedlich wertet. Das Private gilt als das Belanglose, Aufschiebbare und muß sich dem wichtigeren öffentlich-beruflichen Bereich unterordnen (vgl. BULLINGER, 1983, S.23).

Beweggrund, sich trotz genannter Schwierigkeiten auf diese Neuorientierung einzulassen wäre, daß "... eine bewußte und aktive Vaterschaft einen inneren Wachstumsprozeß, eine tiefe Selbsterfahrung, sowie eine neue Identifikationsmöglichkeit für den Mann" (SINIOS, 1985, S.15) bedeutet.

3.2. Die Rolle des werdenden Vaters

Im herkömmlichen Verständnis von bevorstehender Elternschaft, ist es bis heute lediglich die Mutter, die als "werdend" bezeichnet und angesehen wird. Ihre körperlichen und psychischen Veränderungen finden Beachtung und werden besonders von Frauen untereinander viel diskutiert. Die Empfindungen des werdenden Vaters zu seiner sich ändernden Lebenssituation wird nicht berücksichtigt, schließlich ist die Frau und nicht er schwanger.

So werden denn auch Männer, die während der Schwangerschaft versuchen, offen mit ihren Gefühlen, Erfahrungen und Schwie-

rigkeiten zum bevorstehenden Vaterdasein umzugehen, meist belächelt. Es wird nicht ernst genommen, daß auch sie eine, wenn auch nur vornehmlich psychische Veränderung durchmachen, die Ängste und Sorgen hervorrufen kann, daß mit einer Partnerschaft mit Kind gleichzeitig emotionale und materielle Verpflichtungen einhergehen und damit einen großen Einschnitt in das bisherige relativ ungebundene Leben bedeuten.

PARKE beschreibt Vaterwerden als den allmählichen Prozeß, die Anforderungen einer neuen Rolle zu erkennen und so in sie hineinzuwachsen. "Nicht nur Mütter werden schwanger - Paare werden es" (PARKE, 1982, S.21).

3.2.1. Schwangerschaft als Familienangelegenheit

Bis vor kurzem war es normal, Schwangerschaft als alleiniges Thema der Frau anzusehen. Der Mann war nur indirekt betroffen. Schwangerschaft bedeutete für ihn lediglich eine Intensivierung, keine Veränderung seiner Rolle. Kinderkriegen und der folgende Ausbau seiner Versorger- und Beschützerfunktion waren die Norm, erhöhten seinen Status als Mann in der Gesellschaft und schafften ihm bei Erfüllung seiner Funktion keine Probleme.

Nach einer Zeit der Kinderlosigkeit, ausgelöst durch die Liberalisierung der Rollen und die Entmachtung der Ehe als einzige anzustrebende Lebensform, erwacht die Idee der Familie neu. Sensibilisierte Männer suchen ihre Anteile daran und werden durch die Forschung in ihren Bestrebungen unterstützt. So unterstützt eine gute Partnerschaft die Frau, die Belastungen der Schwangerschaft zu tragen, indem sie eine positive Erwartungshaltung gemäß Zukunft und Erwünschtheit des Kindes vermittelt (vgl. FTHENAKIS, 1986, S.41).

Diese emotionale Unterstützung gewinnt an Wichtigkeit durch die erhöhten Anforderungen der Partner an deren Interaktionsfähigkeit. Die Treue ist nicht mehr bedingungslos und der Schritt zur Trennung kleiner geworden. Die Möglichkeit,

Beziehungen abzubrechen und sein Glück neu zu suchen schafft Freiheit, aber gleichzeitig auch Unsicherheit. Die Teilnahme der Männer an dem Prozeß der Eltern-Werdung und die Auseinandersetzung mit Frau und zu erwartendem Kind ist sicher eine Bereicherung. Die Reduzierung auf nur eine Rolle entfällt. Durch die Uneindeutigkeit seiner neuen Rolle aber sieht der Mann sich neuen Problemen gegenüber, deren Bewältigung ihm in einer befriedigenden Paarbeziehung sicher leichter fallen wird. Auch das Kind findet neue Beachtung. Die Tatsache, daß durch das neunmonatige Austragen eine sehr enge emotionale Bindung zwischen Mutter und Kind besteht, ist sicher unverrückbar. Dennoch, oder gerade deshalb versuchen Väter, die für ihre Kinder aktiv da sein wollen, ihren eigenen Zugang zu ihrem ungeborenen Kind zu bekommen.

3.2.1.1. Die veränderte Paarbeziehung

Für eine Beziehung bedeutet Schwangerschaft, daß sich zu dem Hauptmotiv des Zusammenseins, nämlich der Liebe, noch etwas Neues hinzugesellt. Wenn die Partner nicht schon zusammenleben ist jetzt der Moment, sich die Frage des Zusammenziehens zu stellen. Eine Entscheidung, die vielen Paaren, denen ihre eigene Unabhängigkeit wichtig ist, nicht leicht fällt.

Wenn der Vater sich, genau wie die Mutter, um das Kind kümmern möchte, ist nach BULLINGER die Entscheidung für eine gemeinsame Wohnung wichtig. Der Vater ist dadurch verfügbar, erlebt die Alltagssituation, die ihm den Umgang mit dem Kind vertraut macht und kann sich weniger leicht aus der äußeren Verantwortung für sein Kind zurückziehen (vgl. BULLINGER, 1983, S.52f). Der Umzug in eine gemeinsame Wohnung kann auch zur Folge haben, daß die Männer besondere Aktivitäten im Nestbau entwickeln und ihre Versorgerrolle besonders wahrnehmen (vgl. SINIOS, 1985, S.121).

Der bedeutendste Einschnitt in die Paarbeziehung ist jedoch die Veränderung der Frau. Sie kann durch die physischen und psychischen Belastungen den Mann oft nicht mehr in dem Maße

Aufmerksamkeit entgegenbringen, wie sie es vor der Schwangerschaft getan hat. Nach PARKE kommen Übelkeit, Erbrechen, Müdigkeit und Kopfweh häufig bei schwangeren Frauen vor. Depressionen, Reizbarkeit und Ängstlichkeit sind nicht ungewöhnlich. Die Symptome treten vornehmlich am Anfang und gegen Ende der Schwangerschaft auf. In den letzten Wochen vor der Geburt kann außerdem eine verstärkte Sorge um die Gesundheit des Kindes und den Geburtsverlauf eintreten (vgl. PARKE, 1981, S.21f).

"Die Frau ist demnach sehr mit sich und ihrem Körper beschäftigt und benötigt zudem mehr Ruhe als normalerweise. Dies wirkt sich auf das Zuwendungsgleichgewicht innerhalb der Paarbeziehung aus - die Frau kann weniger geben, braucht aber gleichzeitig auch mehr. Männer scheinen diese Situation relativ gut zu verkraften, denn sie reagieren auf dieses größere Bedürfnis tendenziell positiv, und sogar während der Schwangerschaft ausnehmend versöhnlich (vgl. ebd., S. 25) .

Die Untersuchungen über die sexuellen Bedürfnisse während der Schwangerschaft sind in ihren Ergebnissen, sowohl für den Mann als auch für die Frau, uneindeutig. So empfinden manche Männer die körperlichen Veränderungen ihrer Frau als erotisch und sexuell stimulierend, andere dagegen zeigen geringes bis gar kein Interesse oder fühlen sich gar bedrängt. Bei den Frauen ändern sich die sexuellen Bedürfnisse oft mit den Phasen der Schwangerschaft. Am Anfang und am Ende haben sie, bedingt durch die dann häufiger auftretenden Beschwerden, weniger Bedürfnis nach sexuellem Kontakt. Manche Frauen verändern ihre Bedürfnisse in der Schwangerschaft gar nicht. Bei anderen wiederum werden sie besonders ausgeprägt. Generell sind während der Schwangerschaft die sexuellen Kontakte eher rückläufig(vgl. ebd., S.25; BULLINGER, 1983, S.57).

Im übrigen zeigen auch Männer "Schwangerschaftssymptome". Eine Studie über Männer vor ihrer ersten Vaterschaft ergab, dass 65 Prozent, allgemein ist Schätzung zehn bis fünfzehn Prozent, unter Appetitverlust, Übelkeit und Erbrechen litten. Die Symptome werden oft von Depressionen, Spannungen, Schlauflosig-

keit; Reizbarkeit und Stottern begleitet und treten am häufigsten, und ähnlich wie bei den Frauen zu Beginn und am Ende der Schwangerschaft auf (vgl. PARKE, 1981, S.23).

3.2.1.2. Ängste und Freuden

Nicht alle Männer reagieren auf die größere Bedürftigkeit ihrer schwangeren Frauen positiv. Gezwungen, die eigenen Bedürfnisse hinten anzustellen, sehen sie für sich die Schwangerschaft auch als Zeit der Einschränkung, in der sie eine unbedeutende und verzichtbare Rolle spielen (vgl. BULLINGER, 1983, S. 55). Da sie das Wachsen des Kindes selbst nicht spüren, empfinden einige sich als unbeteiligte Zuschauer, was bei ihnen Hilflosigkeit und Eifersucht hervorruft (vgl. SINIOS, 1985, S.129). BOPP spricht gar von einer Kränkung des Selbstbewußtseins (vgl. BOPP, 1986, S. 53).

Andere Ängste und Verunsicherungen der Männer entstehen durch die Befürchtung, das Kind könne sie, direkt und indirekt in ihrer Freiheit beschneiden. Die indirekte Einschränkung durch das Kind resultiert aus der Veränderung der Paarbeziehung. Diese wird durch das Kind endgültiger, ist nicht mehr so leicht lösbar wie vorher. Selbst wenn die Partnerschaft glücklich und das Kind gewollt gewesen ist, können Zweifel an der Richtigkeit der Entscheidung auftreten. Das Gefühl, "festgenagelt zu sein" (vgl. SINIOS, 1985, S .120), ruft dann, gerade auch bei Männern, die sehr auf ihre Unabhängigkeit bedacht sind, eine Art Torschlußpanik im umgekehrten Sinne hervor.

Die direkte Einschränkung bezieht sich auf die verringerte Freiheit durch das Kind. Die Männer haben die Befürchtung, nicht mehr ihren gewohnten Dingen nachgehen zu können, wenn das Kind einmal da ist. Es besteht dann eine Angst vor Überforderung und Fremdbestimmtheit (vgl. ebd., S.120). Die langsam bewußtwerdende Einsicht, mit dem Kind eine große Verantwortung übernommen zu haben, trotzdem aber das Bedürfnis zu verspüren, eigenen Interessen nachzugehen, lässt zudem die Sorge entstehen, den eigenen Erwartungen bezüglich der bevor

stehenden Rolle nicht gerecht zu werden (vgl. GERSPACH, 1962, S.47). Verstärkt werden die Ängste, besonders die vor Verlust der Unabhängigkeit, dadurch, daß sie unausgesprochen bleiben.

"Solche Ängste werden von Frauen oft als prinzipielle Infragestellung des gemeinsamen Entschlusses für ein Kind erlebt" (BULLINGER, 1983, S. 62).

Aber nicht nur die Frauen machen die Auseinandersetzung darüber unmöglich. Den Männern selbst sind ihre Gedanken unheimlich. Sie wissen sie nicht einzuordnen und können sie, aufgrund der Befürchtung, daß es sich tatsächlich um eine Infragestellung handelt, nicht ansprechen. Die Problematik wird somit oft aus der Beziehung herausgehalten, der Mann ist gezwungen sie alleine zu bewältigen (vgl. ebd., S.63). BULLINGER rät, mit anderen werdenden Vätern über diese Schwierigkeiten zu reden. Sie sind die Einzigen, die wirklich weiterhelfen können (vgl. ebd., S.56).

Andererseits sind auch Väter zu beobachten, bei denen das Glück über das zu erwartende Kind und das intensive Zusammen sein mit der Partnerin vorherrschen. Dadurch gewinnen Ängste und Sorgen meist gar nicht erst an Bedeutung. Mit Intensität und Zärtlichkeit der Beziehung während der Schwangerschaft wächst auch die Freude auf das Kind (vgl. ebd., S.63).

Abschließend sei gesagt, daß natürlich auch die Möglichkeit besteht, daß werdende Väter sowohl in freudiger als auch gleichzeitig in ängstlicher Erwartung der bevorstehenden Veränderung sind. Für jeden Vater entsteht ein eigenes kaleidoskopartiges Zusammenspiel dieser Ängste und Freuden, so widersprüchlich diese beiden Komponenten auch erscheinen mögen. Die Männer müssen den Mut finden, offen, sich selber und den Frauen gegenüber, mit diesen Unsicherheiten umzugehen.

3.2.1.3. Das Kind im Bauch der Mutter

Ein besonderes Problem für werdende Väter ist es, eine Beziehung zu ihrem Kind im Bauch der Mutter herzustellen. Der Anspruch, aktiv am Werden und Wachsen des Kindes teilzunehmen, trifft die ersten neun Monate auf natürliche biologische

Grenzen. Allein die Vorfreude schafft nicht annähernd die emotionale Verbundenheit, die zwischen Mutter und Kind besteht. So besteht die Beziehung des Mannes zu seinem Kind besonders in den ersten Monaten vornehmlich über den Kopf. Die Folge dieser Distanz kann Enttäuschung und Verunsicherung sein.

Die einzige Möglichkeit für den Mann, Zugang zu dem Kind zu finden, besteht über die Frau. Hierbei können sich Probleme, die während der Schwangerschaft in der Beziehung auftreten (siehe 3.2.1.2.), wie auch die möglicherweise zu hohen Erwartungen der Frau an das Mitempfinden und Miterleben des Mannes, erschwerend auswirken.

Eine Folge dieser noch unrealen Vorstellung vom Kind ist die unzureichende Vorbereitung des Mannes auf die Geburt seines Kindes. So ergreift der Mann diesbezüglich kaum eigene Initiative, schließt sich aber den Bestrebungen der Frau an (vgl. BULLINGER, 1983, S.68).

Im Laufe der Schwangerschaft wird die emotionale Distanz des Vaters zum Kind geringer. Die Teilnahme an den Ultraschalluntersuchungen, das Abhören der Herztöne und die stärker werdenden Bewegungen im Bauch der Mutter lassen den werdenden Vater die Beziehung zu seinem Kind greifbarer erscheinen. Die bleibende größere Distanz allerdings muß er "... als Ausdruck seines männerspezifischen Erlebens begreifen und darauf vertrauen, daß seine Beziehung zu seinem Kind nach und nach immer größer wird" (ebd., S.69).

3.2.2. Die Geburt

Die Anwesenheit des Vaters bei der Geburt wird inzwischen vorwiegend positiv beurteilt. Ihm kommt dabei die Rolle eines Vermittlers zwischen Mutter, Klinikpersonal, Familie und Außenwelt zu und sein Beistand kann zudem das positive emotionale Geburtserlebnis der Mutter steigern (vgl. FTHENAKIS, 1986, S. 41).

Aber nicht nur die Tatsache, bei der Geburt endlich eine eigenständige Funktion innezuhaben, drängt immer mehr Männer zur Teilnahme, sondern auch der Wunsch, das "Abenteuer" der Geburt seines eigenen Kindes selbst mitzuerleben.

Bis vor einigen Jahren war die Anwesenheit des Vaters bei der Geburt, in wenigen Krankenhäusern heute immer noch, unüblich. Es wurde versucht, sie durch verschiedene Argumente von der Entbindung fernzuhalten. Lange Jahre war es die Hygiene, Vermeidung des Infektionsrisikos, die Männer zwang, ihre Kinder lediglich durch eine Glasscheibe bewundern zu dürfen. Als dieser Grund alleine nicht mehr haltbar schien, mußten andere Argumente herhalten. Es wurde der Schutz der weiblichen Schamhaftigkeit propagiert und die Befürchtung geäußert, die Anwesenheit des Mannes könne, z.B. durch "in Ohnmacht fallen", den Geburtsverlauf stören oder die Ärzte und Hebammen behindern. Außerdem bestünde die Möglichkeit, daß der Mann beim Anblick seiner gebärenden Frau eine sexuellen¹ Schock erleide, der sich negativ auf das Sexualleben des Paares auswirken könne. Nach BULLINGER kann der letztgenannte Fall vereinzelt auftreten, ist aber in seiner Verallgemeinerung unzutreffend (vgl. ebd., S.112f).

Durch die Teilnahme an den Geburtsvorbereitungskursen sind Väter heute besser vorbereitet und in der Lage, eine wirkliche Hilfe für die Mutter und die Hebammen zu sein (vgl. PARKE, 1981, S.30). Auch nehmen sie an der Entscheidung über die Geburtsform teil - aus berechtigtem Eigeninteresse. Denn z.B. zieht die herkömmliche Krankenhausgeburt einen mehrtägigen stationären Aufenthalt von Mutter und Kind nach sich. Für diese Zeit bleibt die Zweieinheit von Mutter und Kind über die Geburt hinaus bestehen. Der Mann fühlt sich durch die Trennung und den Besucherstatus ausgeschlossen. Um diese Trennung zu vermeiden, tendieren werdende Väter in ihrer Wahl eher zur Hausgeburt oder zur ambulanten Geburt. Letztere wird auch im Krankenhaus durchgeführt. Die Paare können aber nach einer Ruhepause mit ihrem Kind sofort nach Hause. Sie bietet

1 In Hamburger Krankenhäusern sind inzwischen 90 Prozent der Väter bei der Geburt anwesend (vgl. BULLINGER, 1983, S .111).

zudem die Sicherheit, daß bei eventuellen Komplikationen, im Gegensatz zur Hausgeburt, die medizinische Versorgung schnellstmöglich gewährleistet ist.

Ein vertrauenserweckender äußerer Rahmen ist wichtig und kann bei Vätern die innere Beteiligung und das Erleben der Geburt intensivieren (vgl. SINIOS, 1985, S. 121). Diese Voraussetzung ist sicher bei einer Hausgeburt am ehesten vorzufinden. Aber auch die Krankenhäuser versuchen, in Abkehr von Sterilität und kalter Gerätemedizin des Kreißsaals durch Einrichtung so- genannter Geburtszimmer, besonders natürlich für Frau und Kind, eine entspannte, häusliche Atmosphäre zu schaffen.

Bei der Geburt sind die meisten Männer aktive Helfer, aber es macht sich auch ein Gefühl der Hilflosigkeit angesichts der schmerzleidenden Frau breit (vgl. ebd., S.122). BULLINGER sieht den werdenden Vater vor der Entscheidung stehen, entweder Anwalt oder Beteiligter zu sein. Als Anwalt muß er die Handlungen der Ärzte und Hebammen kritisch beobachten und bei auftretenden Schwierigkeiten einen kühlen Kopf bewahren, um für seine durch Schmerzen meist nicht mehr bei klarem Bewußtsein befindliche Frau entscheidungsfähig zu bleiben. Eine Beteiligung, bei der es dem Vater auf das Mitfühlen, -machen und -erleben ankommt, setzt das große Vertrauen in Ärzte und Hebammen voraus, die für die Eltern "richtigen" Entscheidungen zu treffen. Zu welchem der beiden Extreme der Vater mehr tendiert, ergibt sich meist erst während der Geburt und hängt ab von der Einstellung zur heutigen Geburtsmedizin, dem Wissen über die Geburtssituation und der Persönlichkeit des werden den Vaters (vgl. BULLINGER, 1983, S. 137f) .

Die Geburt wird von Vätern als Erlebnis von ungeahnter Intensität und Tiefe beschrieben. Einige sind überrascht oder zeigen Ehrfurcht, andere entdecken die Fähigkeit des Weinens wieder (vgl. SINIOS, 1985, S. 122) .

Nach der Geburt und nachdem das Kind bei der Mutter auf dem Bauch gelegen hat, darf der Vater möglicherweise das Kind abnabeln. BULLINGER sieht darin sowohl eine symbolische als

auch praktische Funktion. Der Mann übernimmt damit seine Rolle als "Regulator der Distanz zwischen Mutter und Kind" und bildet in der Mutter-Kind-Symbiose die Bezugsperson für beide (vgl. BULLINGER, 1983, S.145) Nach dem Abnabeln darf er es baden und gemeinsam mit Hebamme und Arzt versorgen.

Bei diesem ersten Kontakt mit dem Neugeborenen fühlen sich die Väter zuerst oft unsicher und stellen sich unbeholfen an. Um diese Unsicherheit und die Hemmschwelle, in den Mutter-Kind Kontakt einzugreifen, zu überwinden, sind Ermutigungen durch die Frau sehr hilfreich (vgl. SINIOS, 1985, S.123).

3.3. Ein "neuer" Vater?

Ein Vater, der seine Rolle nicht nach dem herkömmlichen Leitbild gestalten will, wird sich diese Frage wohl nicht nur nach der Geburt, sondern auch während der Heranwachsens seines Kindes öfters stellen müssen. Der Weg zur Veränderung beschreibt einen langsamem Prozeß, in dem der Vater vor neue und unvorhergesehene Hindernisse gestellt wird. Diese gilt es, im Einklang mit sich selbst und den Bedürfnissen seines Kindes, zu überwinden.

Die Veränderungsbestrebungen entstehen aus der Motivation, sich selbst und dem Kind die Zeit des gemeinsamen Weges so schön wie möglich zu gestalten. Der "neue" Vater möchte dem Kind ein guter Vater sein, um dem Kind die Möglichkeit zu geben, dem Vater ein glückliches, selbst bestimmtes Kind zu sein. Dabei richtet er sich einerseits nach den Bedürfnissen des Kindes, übersieht aber seine eigenen nicht, indem er bekennt, von und mit seinem Kind lernen zu können. Das Kind

bietet eine Gelegenheit, durch bewußtes Wahrnehmen seines Verhaltens und den Versuch es zu verstehen, die eigenen Gefühle und Handlungen infrage zu stellen, um sie gegebenenfalls zu ändern. Diese Selbstreflexion leistet insbesondere der unreflektierten Übernahme der, oft am eigenen Leib erlebten, hierarchischen Vater-Kind-Struktur Vorschub (vgl. GERSPACH, 1982, S.41).

"Ein guter Vater zeichnet sich dadurch aus, daß er zuerst einmal da ist" (Hervorhebung im Original, WAGENER, 1986, S.59). Diesen Wunsch äußerten mehr als die Hälfte der sechzig befragten Studenten und Studentinnen eines Seminars an der Universität Hamburg. Außerdem soll er liebenvoll und zärtlich sein, Zeit und Geduld haben (vgl. ebd.).

Bemerkenswert dabei ist, daß von den Studenten auf die Frage, was ein guter Vater sei, der "Traumvater" aus der Kind-Perspektive entworfen wurde. Eine für die "neuen" Väter wichtige Fähigkeit, die ihnen durch die Erinnerung an die eigene Kindheit, die Selbstreflexion (s.o.) erleichtern kann. Zuerst steht das Leiden an den erkannten unerfüllten Bedürfnissen als Kind, dem folgt die Bereitschaft seine Vaterrolle zu ändern und die Sensibilisierung hinsichtlich der Bedürfnisse des eigenen Kindes. Hier besteht die Gefahr, daß statt einer Sensibilisierung eine bloße Projektion der eigenen Kindheitsbedürfnisse stattfindet. Väter sind demnach gefordert, sich die Frage ob sie "neu" oder gut sind nicht nur einmal zu stellen. Denn auch Bedürfnisse haben, mit dem Alter der Kinder, die Eigenschaft, sich zu verändern. Ob die Antwort befriedigend ausfällt, hängt davon ab, ob und inwieweit es ihnen gelingt dieses Vaterbewußtsein innerhalb der Gesellschaft, innerhalb der Partnerschaft und vor allen Dingen zusammen mit ihrem Kind zu leben.

3.3.1. Die Schwierigkeiten einer neuen Rolle

"Ein Vater, der sich nicht um sein kleines Kind kümmert, weil er meint, er sei bedeutungslos, bewirkt damit in vielen Fällen, daß er zeit seines Lebens für das Kind bedeutungslos bleibt" (GREEN, 1976, S.72).

Diese nach GREEN wichtige Erkenntnis steht der noch weit verbreiteten Ansicht gegenüber, daß nur die Mutter in den ersten drei Jahren der Entwicklung wichtig sei, der Beitrag des Vaters jedoch eigentlich entbehrlich (vgl. BULLINGER, 1986, S.103).

Der Vater, der seine Rolle aktiv zu gestalten sucht, begibt sich auf eine Gratwanderung. Einerseits hat er den Anspruch,

schon früh eine Beziehung zu seinem Kind aufzubauen und ein, sorgender Vater zu sein, handelt damit aber wider seine traditionelle Rolle als Vater und auch als Mann. Andererseits wäre es für ihn ein leichtes, sich bei eventuell auftretenden Schwierigkeiten in eben diese Rolle zurückzuziehen, sozusagen mit gesellschaftlicher Legitimation. Erst die Praxis wird zeigen, auf welchem Wert der Skala zwischen alter und "neuer" Vaterrolle er sich einpendeln wird, denn graduell wird er immer Abstriche von seinem Ideal machen müssen.

Eine wichtige Voraussetzung, um die Vaterschaft neu zu gestalten, ist Zeit. Durch eine kürzere Arbeitswoche und gleitende Arbeitszeiten hat Freizeit zwar zugenommen, doch stellt sich die Frage, ob es selbst unter diesen Bedingungen möglich ist, neben einer Vollzeitarbeit, den Kindern eine ansprechbare Bezugsperson zu sein. Viele Paare versuchen deshalb die Zeit unter den Partnern gleichmäßiger aufzuteilen, indem beide eine Halbtagsstelle annehmen, oder besser noch, sich eine ganze Stelle teilen. Die Realisierung dieses Vorhabens scheitert bei den meisten jedoch daran, daß nicht genug halbe Stellen vorhanden sind. Außerdem kann diese Lösung u.U. zu Problemen in der Beziehung führen (siehe 3.3.2.). Die dritte Möglichkeit ist die Umkehrung der Verhältnisse - die Frau geht arbeiten und der Mann bleibt zu Hause. Aber auch hier hat die Realisierung Grenzen. So ist z.B. gestillten Kindern eine Abwesenheit der Mutter von mehr als vier Stunden nicht zuzumuten. Auch ist den meisten Männern der Schritt der absoluten Rollenumkehrung für ihr Selbstbewußtsein hinsichtlich der männlichen Identität zu groß.

Ein "neuer" Vater zu sein, schließt gleichzeitig die Übernahme eher "weiblicher" Eigenschaften ein. Es wird sich für jeden Mann auch hier erst in der Praxis zeigen, ob und inwieweit seine "Männlichkeit" infrage gestellt wird, wenn er sich "mütterlich" gibt. Nach WAGENER ist vielleicht mit "'Mütterlichkeit' - mangels neuer Begriffe - [nur, d. V.] eine bestimmte Intensität und Tiefe der Beziehung benannt, die beim [eigenen, d.V.] Vater vermißt wurde, obwohl sie dringend nötig gewesen wäre" (WAGENER, 1986, S. 60). Männern wurde zudem nie gesagt, daß eben diese "Mütterlichkeit" auch bei Vätern wichtig ist

und gelernt werden muß (vgl. GREEN, 1976, S.147). So kann sich bei Männern, im Konflikt mit ihrer traditionellen Rolle, die vom Vater Strenge verlangt, die Angst breitmachen, zu schwach, zu nachgiebig oder zu verletzbar zu erscheinen (vgl. GERSPACH, 1982, S.43).

Nach BULLINGER ist eine Bewußtmachung und Neuorientierung der Mutterrolle für die Veränderungstendenzen der Väter unerlässlich. Im innerfamilialen Verband kann nämlich die paradoxe Situation auftreten, daß die Mütter zwar die Teilnahme der Väter an der Kinderpflege fordern, insgeheim aber der Auffassung sind, daß nur sie sie wirklich übernehmen können (vgl. BULLINGER, 1983, S .169f).

Ein besonderer Konfliktpunkt in der Pflegezeit und die einzige Versorgungstätigkeit, die wirklich nur die Frau ausführen kann, ist das Stillen.. Alles andere bezüglich der Pflege des Säuglings kann, zumindest theoretisch, der Man_ genauso ausführen wie die Frau. Nur beim Stillen sind ihm physische Grenzen gesetzt. Viele Männer beneiden die Frauen, da das Stillen, außer der Funktion des Ernährens, eine innige Beziehung zwischen Mutter und Kind entstehen läßt und zudem die wirksamste Beruhigungsmaßnahme ist. So können die Bemühungen, allein ihr hungriges Kind zu befriedigen, bei Männern "... Wut und Ohnmacht aus der tiefen Frustration [entstehen lassen, d.v.], wenn das Kind nicht aufhört zu schreien, obwohl 'man der liebste Mensch auf der ganzen Welt ist'" (SINIOS, 1985, S. 125), Außerdem entsteht bei den Vätern die Befürchtung, die Mutter bekomme durch die Stillzeit einen Vorsprung in der Beziehung zum Kind, die sie auch später nicht mehr aufholen können (vgl. BULLINGER, 1983, S.183).

Eine wirkliche Gleichberechtigung des Vaters ist erreicht, wenn das Kind ausschließlich die Flasche bekommt. In Anbetracht der Wichtigkeit des Stillens aber rät BULLINGER zu einer frühzeitigen Gewöhnung an die Flasche und zum Abpumpen der Muttermilch. Der Vater kann so eine oder mehr Mahlzeiten mit abgepumpter Muttermilch aus der Flasche übernehmen, während das Kind in den verbleibenden Zeiten wie üblich

gestillt wird. Diese Möglichkeit verschafft sowohl der Mutter als auch dem Vater eine größere Unabhängigkeit. Die Mutter wird entlastet und kann sich längere Zeit von dem Kind entfernen, während der Vater auch alleine mit dem Kind etwas unternehmen kann (vgl. ebd., S.185).

Letztendlich erleben Väter das Stillen nicht nur als eine ihnen fehlende Möglichkeit der Beziehungsaufnahme, sondern oft auch als etwas, was ihnen in der Beziehung zur Frau genommen wird, nach SINIOS "... die erlebte Diskrepanz zwischen der direkten Bedürfnisbefriedigung des Kindes und den nicht erfüllten Bedürfnissen des Vaters" (SINIOS, 1985, S.126).

Verallgemeinert ist nach GERSPACH das durch Frustration über Unzulänglichkeiten hervorgerufene allzu leichte Abtreten der Kompetenzen an die Mutter, sowie das Phänomen der Rivalität um die Gunst der Mutter, ein mit der Generation der "Groß"-Väter gemeinsames Erbe. Der neue Zugang zur Vaterschaft bei gleichberechtigter Partnerschaft führt über das Aufdecken der Selbstzweifel und ihrer Tolerierung. "Nur wer sich seiner Schwäche sicher ist, kann damit umgehen lernen" (Hervorhebung im Original, GERSPACH, 1982, S.182).

3.3.2. Die Partnerschaft mit Kind

Das Kind verändert die Struktur der Paarbeziehung grundlegend. War vorher das Motiv des Zusammenseins Liebe, so ist es jetzt in erster Linie das Kind. Die Bedürfnisse der Eltern müssen hinter denen des Kindes zurücktreten. Diese neue Situation bedarf einer neuen Aufgabenverteilung zwischen den Partnern und bedeutet, durch den Dauerstreß im Alltag eine Isolation in der Zweierbeziehung (vgl. BULLINGER, 1983, S.194).

Auch die Aufteilung der Erwerbsarbeit schafft neue Probleme (siehe auch 3.2.1.). Während PARKE die Möglichkeit, daß beide Partner eine halbe Stelle annehmen, als "Halbtagsarbeit für Ganztagseltern" anpreist und von Verbesserung der Beziehung, weniger Konflikten und gestärktem Zusammengehörigkeitsgefühl

berichtet (vgl. PARKE, 1982, S.116f), gibt BULLINGER zu bedenken, daß die Partner dadurch weniger miteinander zu tun haben, was das Problem des Auseinanderlebens vergrößere. Andererseits kann die herkömmliche Variante der Vollzeitbeschäftigung eines Partners, meist des Mannes, Neid um dessen Kontaktmöglichkeiten und Erlebnisse bei dem zu Hause gebliebenen hervorrufen (vgl. BULLINGER, 1983, S.195).

Innerhalb der Beziehung wird das Kind, öfter von Männern, als Keil empfunden. Durch die Verlagerung der emotionalen Besetzung auf das Kind, fühlen sich besonders Männer ausgeschlossen, die Schwierigkeiten im Aufbau der Beziehung zu ihrem Säugling haben (vgl. GERSPACH, 1982, S.49, 182; SINIOS, 1985, S.126, 129). Diese Eifersucht zeigt sich besonders deutlich bei den "Vätern ohne Brüste" (BOPP), die den Anspruch haben, eine ähnlich enge Beziehung zu ihrem Kind aufzubauen, wie die Mutter. Sie spüren, daß sie diese Nähe nie erreichen, können sich aber damit auch nicht abfinden (vgl. BOPP, 1986, S. 53).

Ob die Probleme eine Krise zwischen den Partnern hervorrufen oder die Beziehung unter veränderten Bedingungen weiterbesteht, hängt ab von der Bereitschaft der Partner die Probleme zu bewältigen. Der Übergang von der Liebes- zur Elternbeziehung kann durch die Erhaltung möglichst vieler, schon vor der Geburt bestandener Gemeinsamkeiten erleichtert werden (vgl. BULLINGER, 1983, S.199). Außerdem ist die Flexibilität der Partner gefordert. So besteht die Möglichkeit, daß die weniger gewordene Zeit für einander intensiver genossen wird (vgl. SINIOS, 1985, S .129). Durch getrennte Schlafzimmer kann der entstandenen Enge und Isolation entgegengewirkt werden, indem Grenzen wahrgenommen und fallengelassen werden können (vgl. ebd., S.127). Die Beziehung kann durch das Kind sogar vertieft werden, indem die "heiße Liebe" zwar gewichen, dafür aber eine angenehme Wärme und eine sichere Grundlage entstanden sind (vgl. ebd., S.128). Das Kind kann als Bereicherung und wichtige Gemeinsamkeit empfunden werden oder auch durch bewußte Übernahme der Verantwortung, sowohl für das Kind als auch für die Partnerschaft, Mut zum Wachstum bedeuten (vgl. ebd., S.131).

3.3.3. Die Lust am Kind

GERSPACH berichtet von seiner Enttäuschung darüber, daß während der Beschäftigung mit seinem kleinen Sohn am Anfang "von ihm nichts zurückkam" (vgl. GERSPACH, 1982, S.49). Dieses ist eine typische Reaktion von Männern, die gelernt haben in der Leistungs-Lohn-Dimension zu denken. Anders als bei der Arbeit, die Geld einbringt, anders als in der Freizeit, die Freude macht, anders als das Zusammensein mit einer Frau, die ihnen Liebe gibt, bekommen sie hier keine Entschädigung für ihre Bemühungen. Es entsteht ein Gefühl, das "Eigentliche" zu versäumen (vgl. BULLINGER, 1983, S.204).

Anders als bei der Frau, die Abstriche an ihre Bedürfnisse scheinbar mühelos in Kauf nimmt (vgl. ebd., S.201), bedeutet für den Mann das Kind in erster Linie, nicht mehr frei zu sein In direktem Zusammenhang damit steht auch das Phänomen, daß Männer und, mit Einschränkung, auch die "neuen" Väter oft dazu neigen, jegliche Verantwortung für das Kind, die über die materielle Sicherung hinausgeht, der Frau zu überlassen (vgl. ebd., S.201).

Andererseits behindert die Frau selbst in passiver und aktiver Form die Beziehung des Mannes zu seinem Kind. Die Mutter-Kind-Beziehung ist "das Unauflösliche", in die die Mutter den Vater oft nicht hineinläßt (vgl. GERSPACH, 1982, S.177). In der Zeit des Stillens kann dies besonders deutlich zutreten und läßt auch den um eine Beziehung zu seinem Kind bemühten Vater ins Hintertreffen kommen (vgl. ebd., S.50).

Der Wunsch nach Kontakt zum kleinen Kind und das Problem eine Beziehung zu ihm aufzubauen scheinen geschlechtsspezifischen Aspekten unterworfen zu sein. So ist das Interesse an und die Stimulation von Babys durch lächeln, reden und berühren bei androgynen¹ Männern größer als bei traditionell maskulinen (vgl. PARKE, 1982, S.39). Der zeitliche Anteil an der täg-

1 hier: traditionell maskuline Wesenszüge , wie "hart" und selbstsicher, und traditionell feminine Wesenszüge, wie empfindsam und einführend, vereinend.

lichen Betreuung des Kindes beträgt bei androgynen Männern etwa 25 Prozent im Gegensatz zu weniger als 10 Prozent bei den maskulinen Männern (vgl. ebd., 5.44).

Ein eigenständiges, echtes Interesse an seinem Kind ist die Grundvoraussetzung für den Aufbau einer Beziehung zwischen Vater und Kind. Ein guter Vater muß sein Kind beobachten, das Bedürfnis verspüren, erraten und auch begreifen zu wollen, was in seinem Kind vorgeht (vgl. GREEN, 1976, 5,149). Er muß empathisch sein. Die Mutter muß ihren Teil zu einer Ermöglichung der Beziehungsfähigkeit von Vater und Kind durch eine kritische Auseinandersetzung mit ihrer Rolle beitragen.

"Denn je weniger hermetisch abgeriegelt die Interaktion zwischen Mutter und Kind ist, desto differenzierter können andere Personen als relevant wahrgenommen werden" (GERSPACH, 1982, 5.178).

Eine Zeit lang eigenständig und ohne fremde Hilfe mit dem Kind – zurechtgekommen zu sein, wird von Männern oft als motivierend empfunden. Das beinhaltet sowohl die Pflege als auch, wenn möglich, die Ernährung (siehe 3.3.1.). Sie fühlen sich bestätigt und mit ihrem Kind enger verbunden (vgl. BULLINGER, 1983, 5.209). GERSPACH dagegen schränkt ein, daß einige Väter den Anspruch, die Mutter zu entlasten und eigenständig an der Kinderpflege teilzunehmen, nur dann erfüllen, wenn es anderen demonstrativ bewiesen werden kann (vgl. GERSPACH, 1982, 5.50).

Der Anspruch sich als aktiver Vater auf das Kind einlassen zu müssen, weicht meist schnell dem Bedürfnis, viel mit dem Kind zusammen zu sein. Das Kind kann den Mann mit seinen noch ungehemmten Emotionen, wie Fröhlichkeit und Ausgelassenheit, aber auch Wut, Trauer und Angst, faszinieren. Es wird ihn sicher auch Nerven kosten, aber wenn er diese Gefühle seines Kindes zulassen kann, ohne sie unterdrücken zu müssen, wird sich zwischen ihm und dem Kind eine tiefe Bindung entwickeln. "Vatersein ist dann nicht mehr nur Verpflichtung, sondern auch Lust" (BULLINGER, 1983, 5.210).

3.4. Aspekte innerfamilialer Auswirkungen

Durch das "neue" Vaterschaftsbewußtsein wird der Mann innerhalb der Familie räumlich, zeitlich und auch gedanklich präsenter. Eine Neuorientierung der familiären Struktur und der Interaktion von Eltern und Kindern, aber auch der Partner untereinander, ist erforderlich. Im folgenden sollen die Auswirkungen dieser Veränderung auf die Rolle der Mutter und auf die "Erziehung" des Kindes betrachtet werden.

3.4.1. Die Rolle der Mutter

Auf den ersten Blick birgt die veränderte Situation in der Familie für die Mutter nur Vorteile. Sie wird bei der Haus- und Kinderarbeit entlastet. Aber vor allem die Möglichkeit, neben der Familie arbeiten zu können, ist in einer Zeit, in der "... mehr und mehr Mädchen eine Berufstätigkeit fest in ihren Lebensplan einbeziehen" (LEHR, 1980, 5.83), den Frauen besonders wichtig. Durch die Berufstätigkeit ist die Selbstachtung gestiegen (vgl. PARKE, 1981, 5.83). Außerdem sind mit der Berufstätigkeit Erlebnisse und Kontaktmöglichkeiten verbunden, die den Frauen, anders als in der Hausarbeit, das Gefühl vermitteln, am Leben teilzunehmen (siehe 3.3.2.).

Mit der Entlastung in Haushalt und Familie erleidet die Frau allerdings auch gleichzeitig einen Verlust an Kompetenzen. Durch die Übernahme von Verantwortung des Vaters ist sie gefordert, ihre Rolle zu Oberdenken und nötigenfalls neu zu strukturieren (siehe 3.3.1.). Diese Veränderungen werden von Frauen mit Dankbarkeit über die Erleichterungen verfolgt, aber auch mit Argwohn. Denn "die Mütter erfahren, daß sie für die Abnahme ihrer Macht in der Familie nicht durch eine Zunahme an öffentlicher Macht entschädigt werden" (BOPP, 1986, 5.52). Dieses Problem muß sowohl innerhalb der Partnerschaft als auch besonders gesellschaftspolitisch zum Thema gemacht werden, um dem Rückfall in die traditionelle Machtverteilung zwischen Mann und Frau vorzubeugen.

3.4.2. "Erziehung"

"Sohn, da hast du meinen Speer, kämpfe für mich" (GRAF ZU STOLBERG nach EISENDLE, 1986, S.47). Mit diesem Zitat des Ritters LEOPOLD GRAF ZU STOLBERG beginnt EISENDLE einen Brief an seinen Sohn, der mit den Worten endet:

"Sohn, so denke ich fast dreihundert Jahre nach Stolberg in seiner Art, nimm Deinen Speer und stell meinen beiseite, auch wenn Du damit die Kriege besser führtest; jeder hat seinen Speer" (Hervorhebung im Original, EISENDLE, 1986, S.48).

Dieser Gedanke weist auf einen wichtigen Punkt von zentraler Bedeutung im "Erziehungs"-Anspruch der "neuen" Väter hin, die ihren Kindern die Möglichkeit der freien Entfaltung zu einer selbstbestimmten Persönlichkeit geben wollen. Andererseits wird aber auch die Gefahr des Vater-Sohn-Verhältnisses deutlich gemacht, seinen Sohn als "das zweite Mal seines Ichs" zu betrachten, das die unerreichten Ziele des Vaters erfüllen soll (siehe 3.5.).

Die von WAGENER nach dem Handeln eines guten Vaters befragten Studenten äußerten, daß dieser seine Macht nicht ausspielen und den Kindern nicht sein Lebenskonzept aufdrücken solle (vgl. WAGENER, 1986, S.59). Sie wollen ihn nicht rechthaberisch, autoritär oder gar als Vorbild. Auch als Person von der man lernen kann wurde er kaum benannt, vielmehr solle er "... helfen, beschützen, Rückhalt und Geborgenheit vermitteln . . ." und das Kind "... eigene Erfahrungen machen lassen" (Hervorhebung im Original; ebd., S.60). Nach SINIOS gaben junge Väter an, daß es für sie wichtig ist, außer präsent zu sein, den Kindern transparentes Verhalten und Ehrlichkeit vorzuleben (vgl. SINIOS, 1985, S. 134) .

Diese Väter wollen nicht mehr im herkömmlichen Sinne Erzieher sein, sondern begleitende, fördernde Partner. Das Wort "Erziehung" wird mit anderen Werten gefüllt und gewinnt so eine neue Bedeutung.

"Wenn Kinder in eine Umgebung geboren werden, die ihnen Erziehungsbedürftigkeit unterstellt, dann werden sie erziehungsbedürftig. Wenn man ihnen aber das Recht zubilligt, sie selbst zu sein, sie selbst zu bleiben, spontan-autonom zu lernen, dann erweisen sich Kinder als irgendwelcher Zieherei gänzlich unbedürftig" (Hervorhebung im Original, v.BRAUNMÜHL, 1975, S.239).

Nach MILLER ist für diese frei Entfaltungsmöglichkeit des Kindes eine Beleitung des Erwachsenen wichtig, die von ihm Achtung vor dem Kind, Respekt für seine Rechte, Toleranz für seine Gefühle und die Bereitschaft, aus seinem Verhalten zu lernen, fordert (vgl. MILLER, 1980, S.122). LIEDLOFF, die von der Wichtigkeit des "Getragen-Werdens" in den ersten Lebensmonaten des Kindes für die Entwicklung des Selbstvertrauens berichtet, fügt hinzu, daß die Unabhängigkeitsbestrebungen des Kindes durch das Vertrauen der Mutter in dessen Fähigkeit, sich selbst zu helfen und zu schützen gefördert wird; ihre Aufgabe ist es jedoch auch, "zur Verfügung zu stehen", wenn das Kind ankommt oder ihre Hilfe benötigt (vgl. LIEDLOFF, 1980, S.202). Gleiches gilt m.E. auch für den Vater.

Dieser Ansatz setzt ein empathisches Verständnis, bei LIEDLOFF dem "Kontinuumgef6hl" ähnlich (vgl. ebd., S.33f), für die Bedürfnisse der Kinder voraus. Feste Regeln werden entbehrlich, wenn man Kinder in Offenheit und Empathie am eigenen Leben teilhaben läßt. Der Einwand, es sei auch eine Erziehungsmaßnahme, den Kindern unterschwellig seinen Lebensstil aufzudrängen, ist sicher berechtigt, wenn man die Notwendigkeit der Selbstreflexion ausläßt. Diese sollte die Eltern anhalten bei Auseinandersetzungen oder Kritik, die auch von den Kindern kommen kann, ihren Standpunkt oder ihr Verhalten zu überdenken und gegebenenfalls zu ändern. Empathie und Selbstreflexion räumen somit die Möglichkeit ein, die Gesetzmäßigkeiten des Lebens eben auch von den Kindern zu lernen.

3.5. Kritischer Ausblick

Die in 3.4.2. beschriebenen antipädagogischen Forderungen treffen auf das Problem des eigenen Handelns. Antipädagogisch "erziehen" heißt auch antipädagogisch leben. Es besteht nicht die Möglichkeit, auf einen pädagogischen Regelkatalog zurückzugreifen, sondern offenes und ehrliches Verhalten untereinander ist gefordert. Aber genau diese

Voraussetzung wird von der heutigen Vätergeneration nicht immer erfüllbar sein, da sie selber unter Zwängen aufgewachsen ist. Auch hier besteht die Forderung an die Väter Möglichkeiten, Neues zu lernen, wahrzunehmen. Was nützt es, von einem Kind Offenheit zu erwarten, wenn man selber nicht offen ist? Das Kind wird kein Modell finden und somit den Sinn nicht begreifen.

Und genau diese Vätergeneration kann eben doch, in Anbetracht ihrer eigenen Zwänge, ihre Kinder als "das zweite Mal ihres Ichs" (siehe 3.4.2.) betrachten, sie zu einer freien Entfaltung drängen und dabei völlig übersehen, wo sie ihre Grenzen und Reibungspunkte auch brauchen. Empathie wäre hier insofern mißverstanden, daß zu wissen gemeint wird, welches die wahren Bedürfnisse der Kindes sind, dabei aber nur die eigenen unerfüllten Bedürfnisse vor Augen zu haben. Dem Kind bleibt dann wiederum "... nur der narzistische Rückzug auf sich selbst, um sich selbst zu spüren" (WILLI, 1985, S.21).

Ein weiterer wichtiger Punkt, der an dieser Stelle betrachtet werden muß, ist die Fähigkeit der Selbstreflexion. Es werden sicher im Alltag kritische Situationen und Auseinandersetzungen auftreten, in denen momentan diese Fähigkeit ausgeschaltet bleibt und man spontan reagiert. So können gelernte Verhaltensweisen wieder hervortreten, in denen die Macht des Erwachsenen ausgeübt wird, die nicht immer logischen Gesichtspunkten unterworfen ist. Hierbei soll nicht postuliert werden, spontanes Handeln unterdrücken zu müssen. Es muß lediglich die Möglichkeit der eigenen Unvollkommenheit gesehen werden, die zulassen kann, Fehler einzugehen.

BULLINGER kritisiert, daß sich antipädagogisches Handeln oft nur an den Bedürfnissen der Kinder orientiert, die der Erwachsenen dabei aber zu kurz kommen. Es ist daher wichtig, eine Balance zwischen beiden zu finden (vgl. BULLINGER, 1986, S.39), damit es nicht zur Überforderung der Eltern kommt, die die Auseinandersetzung zwischen

den Partnern und innerhalb der Familie erschweren oder gar den Kindern unbewußt zum Vorwurf gemacht wird.

Endgültig beurteilen, ob man ein guter Vater ist oder war, werden es nur die Kinder dieser Väter. Zum Schluß gibt GERSPACH als etwas traurigen Ausblick zu bedenken, es sei eine "vertrackte Dialektik", daß alle Bemühungen ein guter Vater zu sein beim Lösungsprozeß, besonders der Söhne, enden, denn hier müsse ein Anlaß zur Trennung gegeben werden, der eben darin bestehe, "kein guter Vater" zu sein (vgl. GERSPACH, 1982, S.58).

KAPITEL 4: ZUR BEDEUTUNG DES VATERS IN DER ENTWICKLUNG DES WEIBLICHEN UND MÄNNLICHEN KINDES

4.1. Vaterlose Sozialisation

Um einen Zugang zur Problematik zu finden, wie und in welchem Ausmaß Väter am Entwicklungsprozeß von Kindern teilnehmen, ist eine Betrachtung der Auswirkungen, die eine vaterlose Sozialisation bei Kindern hinterläßt, unumgänglich. Einschränkend muß allerdings hervorgehoben werden, daß diese Auswirkungen nicht allein Folge der Vaterabwesenheit, sondern auch der dadurch bedingten ungünstigen Rahmenbedingungen, wie schlechtere sozio-ökonomische Stellung (vgl. GREEN, 1976, S.68), sind. Außerdem sind die meisten Studien von vaterlos aufwachsenden Kindern unzureichend theoretisch fundiert und methodologisch unzulänglich (vgl. FTHENAKIS, 1986, S.39). Rückschlüsse auf den primären Einfluß des Vaters auf den Sozialisationsprozeß von Kindern können somit nicht bedenkenlos gezogen werden, doch lassen sich Ansätze erkennen, die gegebenenfalls in der direkten Interaktion des anwesenden Vaters mit seinen Kindern untersucht werden können.

Allgemein sind Kinder, die ohne Vater aufwachsen, psychisch labiler, ängstlicher und zeigen geringeres Vertrauen, sowohl zu sich selbst als auch zu anderen (vgl. ebd., S.39). Die Auswirkungen der Vaterlosigkeit in speziellen Untersuchungsbereichen sind jedoch bei Mädchen und Jungen so verschieden und unterschiedlichen Einflußgrößen unterworfen, so daß sie im folgenden nach Geschlechtern getrennt behandelt werden.

4.1.1. Auswirkungen beim Jungen

Untersuchungen über Jungen, deren Väter in frühester Kindheit, aber auch generell über längere Zeiträume abwesend waren, zeigen, daß diese oft über schlechtere Beziehungen zu Gleichaltrigen verfügen und weniger beliebt sind als Jungen, deren Väter verfügbar waren (vgl. PARKE, 1982, S.68). Auch die Entwicklung des moralischen Verhaltens scheint unter der

Vaterlosigkeit zu leiden. So haben vaterlose Jungen Schwierigkeiten, langzeitige Verpflichtungen einzugehen, verletzen häufiger die Regeln in der Schule, sind aggressiver und neigen zu weniger Schuld- und Schamgefühl bei Regelverstößen (vgl. FTHENAKIS, 1986, S.38).

Sensomotorische Verhaltensweisen wie Greifen, Packen und Verfolgen eines Objekts zeigen erste Hinweise auf die spätere kognitive Entwicklung auf. Ein Test mit fünf- bis sechsmonatigen Babys, in dem die Ausprägung dieser Verhaltensweisen gemessen wurden, ergab ein schlechteres Ergebnis für die Babys mit abwesendem Vater als für die Vergleichsgruppe, bei der der Vater zu Hause war (vgl. PARKE, 1982, S. 79).¹ Auch die anhand eines den Babys unbekannten Spielzeuges untersuchte Frühform der Neugier, ein weiteres Indiz des geistigen Fortschritts, wies auf, daß die vaterlosen Kinder weniger Zeit damit verbrachten, diesen Gegenstand zu untersuchen (vgl. ebd., S.79).

Allgemein ist nach FTHENAKIS die intellektuelle Leistungsfähigkeit bei Kindern, die in Familien ohne Vater aufwachsen, geringer als bei Kindern aus vollständigen Familien, wobei Variable der Vaterabwesenheit, wie Scheidung oder Trennung, lange Dauer ohne verfügbare Ersatzperson und der frühe Zeitpunkt ihres Beginns, besonders negative Auswirkungen aufweisen (vgl. FTHENAKIS, 1966, S.37). Ein von PARKE geschilderter Vergleich von vier Jungengruppen einer dritten Klasse weist den Einfluß der frühen Abwesenheit, aber auch der Verfügbarkeit von Vätern auf die schulischen Leistungen nach. Die Jungen, die das Klassenziel nicht erreichten, stammten aus der Gruppe, in der die Väter das Elternhaus vor dem fünften Lebensjahr der Kinder verlassen hatte; Jungen, bei denen die Vaterabwesenheit später eingetreten war und Jungen, deren Vater noch verfügbar war, aber sich weniger als sechs Stunden in der Woche mit ihnen beschäftigte, erbrachten Leistungen, die etwas unterhalb des Klassenniveaus lagen; überdurchschnittlich gut schnitt die Gruppe von Jungen ab, in der die Väter mehr als vierzehn Stunden wöchentlich mit ihren Söhnen interagierten (vgl. PARKE, 1982, S. 85), Häufig weist die Vaterabwesenheit bei Jungen auch eine Verlagerung von mathematischen, eher männlichen, zu verbalen Fähigkeiten auf, die allgemein dem weiblichen Geschlecht zugeordnet werden (vgl. FTHENAKIS; 1986, S. 38) .

Nach FTHENAKIS ist bei vaterlosen Jungen sowohl die männliche Identifikation wie auch ihr maskulines Selbstkonzept oft weniger ausgeprägt (vgl. ebd., S.38). PARKE unterscheidet zwischen Jungen, die ihren Vater vor und nach dem fünften Lebensjahr verloren haben. Die Jungen, die ihren Vater früh verloren haben, waren weniger selbstsicher und abhängiger von Gleichaltrigen, betätigten sich weniger bei rauen, körperbetonten Sportarten, übten dafür mehr Tätigkeiten aus, bei denen weniger physischer Einsatz und Wettbewerb gefordert wird, wie z.B. Lesen und Zeichnen. Die Ergebnisse bei den Jungen, deren Väter noch bis zum fünften Lebensjahr verfügbar waren, fielen nicht so eindeutig aus, wobei das sportliche Verhalten mit dem der Jungen, bei denen beide Eltern immer vorhanden waren, gleich war (vgl. PARKE, 1982, S. 70). Unklar sind auch die Auswirkungen des abwesenden Vaters auf ältere Jungen. So fanden einige Forscher keine Unterschiede zu Jungen aus vollständigen Familien, andere dagegen Anzeichen einer kompensatorischen Männlichkeit, die sowohl übertrieben männliche, als auch weibliche Verhaltensweisen zeigte (vgl. ebd., S.70). Nach PARKE kann in der Zunahme der männlichen Modelle mit fortschreitendem Alter der Jungen, die nachlassende Wirkung der Vaterabwesenheit begründet sein.

4.1.2. Auswirkungen beim Mädchen

Der Einfluß der Abwesenheit des Vaters auf Mädchen wird allgemein seltener untersucht, hat aber scheinbar in den frühen Lebensjahren kaum Bedeutung auf ihre Entwicklung. So sind durch die Vaterlosigkeit keine Abweichungen im moralischen Verhalten zu erkennen (vgl. FTHENAKIS, 1986, S.38). Auch die Auswirkung auf den kognitiven Fortschritt ist sowohl bei weiblichen Babys, an denen, wie bei den Jungen, sensomotorische Verhaltensweisen gemessen wurden (siehe 4.1.1.), als auch bei weiblichen Kleinkindern ohne Bedeutung (vgl. PARKE, 1982, S.79)-.

Besondere Folgen der Vaterlosigkeit bei Mädchen zeigen sich jedoch in der heterosexuellen Entwicklung (vgl. FTHENAKIS,

1986, S.39) und der Übernahme geschlechtsspezifischen Verhaltens.

HETHERINGTON untersuchte daraufhin drei Gruppen adoleszenter Mädchen. Die Mädchen der einen Gruppe stammten aus einem vollständigen Elternhaus, die der anderen bei den Gruppen wuchsen ohne Vater auf, wobei der Verlust bei der einen Gruppe durch Scheidung und bei der anderen durch Tod eintrat. Dabei zeigten bei Gegenwart von Männern und auch gleichaltrigen Jungen besonders die Mädchen, deren Vater gestorben ist, Schüchternheit und deutliches Unbehagen, während bei Mädchen, die den Vater durch Scheidung verloren haben, "... sexuelle Spannungszustände, die sich in auftrumpfendem, herausforderndem, manchmal auf mehrere Personen gerichtetem Verhalten ausdrücken ..." auftraten (HETHERINGTON, 1980, S.86). Das Verhalten beider Gruppen war Frauen gegenüber völlig unauffällig (vgl. ebd., S.86).

Obwohl die Mädchen aus geschiedenen Ehen die Nähe von männlichen Personen suchten und sich öfters in der Nähe von Jungenbereichen aufhielten, dabei aber nie an deren Aktivitäten teilnahmen, während die Mädchen, die den Vater durch Tod verloren hatten, eher auf Distanz gingen, war das Verhalten beider Gruppen nicht von deren Beliebtheit abhängig (vgl. ebd., S.87). So wurden sie bei einer Tanzveranstaltung gleich häufig aufgefordert.

Darüber hinaus scheint auch hier der Zeitpunkt des Vaterverlustes eine Rolle zu spielen. Denn Mädchen, die vor Vollendung des fünften Lebensjahres ihren Vater verloren hatten, egal ob durch Tod oder Scheidung, zeigen größere Verhaltensabweichungen als Mädchen, bei denen der Verlust des Vaters später eingetreten ist. An ihnen war ein vermehrtes Bedürfnis nach Beachtung und Körperkontakt zu beobachten (vgl. ebd., S.87). Außerdem hatten sie weniger weibliche Interessen (vgl. FTHENAKIS, 1986, S. 39), waren aber auch nicht mehr mit männlichen Aktivitäten beschäftigt als andere Mädchen (vgl. HETHERINGTON, 1980 S.87). Nur bei Mädchen, die den Vater früh durch Scheidung verloren haben, waren zusätzlich vermehrt Anzeichen "prosozialer Aggressivität" zu erkennen, die u.a. Verlangen nach harten Strafen und Befürwortung, daß andere sich einschränken müssen, beinhaltet (vgl. ebd., S.87).

4.1.3. Fazit

Die Untersuchungen von vaterlos aufwachsenden Kindern haben gezeigt, daß sich Auswirkungen auf das Verhalten von Jungen sehr bald zeigen, jedoch mit zunehmendem Alter wieder abnehmen, während sie bei Mädchen meist erst mit Eintritt in die Pubertät zutage treten (vgl. HETHERINGTON, 1980, S.90). Dieses zeitlich verschobene Auftreten der Folgen von Vaterabwesenheit könnte in der unterschiedlichen Modellfunktion des Vaters für Mädchen und Jungen begründet sein. Für den Sohn ist er direktes Modell, von dem, durch gleichgeschlechtliche Identifikation, Verhaltensweisen in verschiedenen Bereichen von früh an gelernt werden. Das Nachlassen der Auswirkungen im späteren Alter, läßt erkennen, daß durch vermehrtes Auftreten von Ersatzmodellen Versäumtes begrenzt nachgeholt werden kann. Für Töchter dagegen ist der Vater nur indirektes Modell, an dem die Beziehung zum anderen Geschlecht gelernt werden kann. Versäumtes kommt hier also erst zum Tragen, wenn verstärktes Interesse am anderen Geschlecht auftritt, während vorher die Mutter als Modell fungiert. HETHERINGTON nimmt an, daß "... der Mangel an Gelegenheit, ein konstruktives Verhältnis mit einem liebevollen, fürsorglichen Vater aufzubauen ..." bei den vaterlosen Mädchen das schwierige Verhältnis zu Männern entstehen lasse (ebd., S. 89).

PARKE spekuliert, daß das scheinbar weniger sexuell gehemmte Verhalten der Mädchen aus geschiedenen Ehen, die Verabredungen mit Jungen früher und häufiger trafen und auch eher Geschlechtsverkehr hatten als andere Mädchen (vgl. ebd., S.88), entweder aus dem als unbefriedigend erachteten männerlosen Dasein ihrer Mütter, das ein schnelles Sichern von Männern fordere, um glücklich zu werden, oder aus einem schwierigen Verhältnis zur Mutter resultiere, das sie ungeduldig von zu Hause fortstreben lasse (vgl. PARKE, 1982, S. 72). Das gehemmtere Verhalten der Töchter von Witwen Männern gegenüber könnte eine Folge eines idealisierten Vaterbildes sein, dem kaum ein anderer Mann standhalten könne. Andererseits könne auch der Tod des Vaters Ängste vor einem neuen gefühlsmäßig intensiven Einlassen hervorgerufen haben, da die Gefahr eines erneuten Verlustes besteht (vgl. ebd., S. 72).

Beachtung aber muß auch die Wirkung der alleinstehenden Mutter auf die Verhaltensausprägungen ihrer heranwachsenden Kinder finden. So scheint ein direkter Zusammenhang zwischen der festgestellten Einstellung geschiedener Frauen zu sich selbst, gegenüber ihrem Mann bzw. dem Leben allgemein und der, im Vergleich zu anderen Mädchen, geringeren Selbstachtung ihrer Töchter zu bestehen (vgl. HETHERINGTON, 1980, S.88).

Sowohl bei Jungen als auch bei Mädchen sind die Auswirkungen der Vaterabwesenheit am größten, wenn der Vaterverlust im frühen Kindesalter eingetreten ist. Beachtenswert ist hierbei die Entwicklung der Interessen. Während die Jungen weniger traditionell männliche, dagegen mehr allgemein weibliche Tätigkeiten ausüben', zeigt sich frühe Vaterlosigkeit bei Mädchen lediglich in der Verringerung der ihrem Geschlecht zugeordneten Interessen. Der Schluß liegt nahe, daß beiden die Identifikation mit dem Vater fehlt, die eine Lösung der Identifikation mit der Mutter herbeiführen könnte (siehe 1.2.2.). Dem Jungen fehlt das gleichgeschlechtliche Modell zum Erlernen seiner Geschlechtsrolle. Er bleibt deshalb halb weiblich sozialisiert. Dem Mädchen gelingt nicht die Loslösung von der Mutter durch die Identifikation mit dem andersgeschlechtlichen Modell, die erst die weibliche Geschlechtsrollenübernahme ermöglicht. Die Auswirkungen früher Vaterlosigkeit auf die Übernahme geschlechtsspezifischen Verhaltens sind deshalb so deutlich, weil der Vater als Modell und Identifikationsobjekt fehlt, bevor die Geschlechtsidentität als konstant, meist im Alter von sechs Jahren, wahrgenommen wird.

4.2. Der anwesende Vater

Nach allgemeiner Auffassung und nach Aussagen von Vätern ist auch heute noch die Meinung verbreitet, daß das Interesse von Männern an ihren Kindern erst mit dem Eintritt in das Krabbelalter beginnt oder anders gesagt, wenn bei ihnen der Eindruck entsteht, daß man "etwas mit ihnen anfangen kann". So scheint auch frühestens dann erst ein Einfluß des Vaters auf die Kinder einzutreten, der jedoch in seiner auf spiele-

rische Aktivitäten beschränkten Frühform nicht ernst genommen wird. Die Hauptaufgabe der Versorgung und Erziehung liegt weiterhin in Händen der Mütter, während der Vater lediglich in den Interaktionsprozeß eingreift, wenn es darum geht, Entscheidungen zu treffen oder Machtworte zu sprechen. Diesen Überlegungen liegt die Nicht-Verfügbarkeit der im Arbeitsprozeß stehenden Väter und die "instrumental-expressive" Rollenaufteilung zugrunde (siehe 2.2.3.).

Neuere Forschungen, besonders anhand der aktiven und verfügbaren Väter, zeigen jedoch, daß der Einfluß des Vaters meist schon im Säuglingsalter beginnt und auch im Kleinkind- und Kindesalter durch differenzierteres Verhalten den Kindern gegenüber in vielen Bereichen der Entwicklung von entscheidender Bedeutung ist.

Im folgenden soll die frühe Bedeutung des Vaters und sein Einfluß auf den Individuationsprozeß des Kindes herausgestellt werden. Ergänzend werden Beispiele aus der Forschung aufgezeigt, die die Auswirkung eines anwesenden Vaters auf die Entwicklung des Kindes deutlich machen.

4.2.1. Das entwicklungspsychologische Modell von MAHLER

In ihrem Modell betrachtet MAHLER den Loslösungs- und Individuationsprozeß, für sie die psychische Geburt des Individuums, die etwa in die Zeit vom vierten bis dreißigsten Lebensmonat fällt (vgl. MAHLER, 1978, S.13). Sie unterteilt den Prozeß in zwei Vor- und vier Subphasen. Zu den Vorphasen gehören der "Normale Autismus", in dem äußere Reize relativ schwach besetzt sind und die Bedürfnisbefriedigung von dem Säugling als Bestandteil seines eigenen allmächtigen, autistischen Umkreises empfunden wird, und die "Normale symbiotische Phase", deren vornehmliche Errungenschaft die libidinöse Besetzung der Mutter, die als Teilobjekt seiner selbst in der noch nicht klaren Unterscheidung von Innen und Außen, Selbst und Anderen, wahrgenommen wird (vgl. ebd., S.68f).

Mit etwa vier bis fünf Monaten beginnt der eigentliche Loslösungs- und Individuationsprozeß mit der ersten Subphase, der Differenzierung. In dieser Phase erfährt der Säugling die Mutter nicht mehr als Bestandteil seines symbiotischen Selbst, sondern als eigenständige Person außerhalb seines Selbst, was sich in der jetzt spezifischen, vorher unspezifischen Lächelreaktion der Mutter gegenüber zeigt. Auch die Abgrenzung des Selbst vom "Anderen" beginnt, wobei die Unterscheidung von Objekten untereinander scheinbar schneller gelernt wird als die des Selbst von Objekten (vgl. ebd., S.73). Eine enge Verbundenheit mit der Mutter besteht weiterhin.

Die zweite Subphase, das Üben, beginnt ungefähr mit dem zehnten Lebensmonat. Mit der Reifung der Fortbewegungsfähigkeit, vom Krabbeln zum Laufen, kann das Kind Entfernung und Nähe zur Mutter aktiv bestimmen und seine physische Umwelt selbstständig erforschen, kommt aber oft zum Zweck des "emotionalen Auftankens" (ebd., S.91) zur Mutter zurück. Diese Phase ist gekennzeichnet durch die Verschiebung der libidinösen Besetzung zugunsten des autonomen Ichs und durch eine euphorische Stimmung, die von der Entdeckung seiner neuen Fähigkeiten und der Größe seiner Welt herrühren (vgl. ebd., S. 94) .

Um den fünfzehnten Lebensmonat herum werden Phänomene beobachtet, die den Eintritt in die Wiederannäherungsphase, die dritte Subphase, ankündigen. Es entsteht das Bedürfnis die neu entdeckte Welt mit der Mutter zu teilen und über die Erfahrung, daß seine Wünsche und die der Mutter nicht immer übereinstimmen, die schmerzliche Erkenntnis der Getrenntheit von der Mutter (vgl. ebd., S .118). Die Krise dieser Phase ist gekennzeichnet durch die Vorstellung, entweder die neugewonnene Welt oder die Liebe der Mutter zu verlieren, was sich in einem Verhalten der Mutter gegenüber, von MAHLER "Ambitendenz" (ebd., S.125) genannt, äußert, diese in schneller Folge abwechselnd wegzustossen und sich an sie anzuklammern. Erst das Akzeptieren der Ambivalenz läßt Selbstrepräsentanz, Liebe der Mutter und eigenes Erkunden koexistieren (vgl. ebd., 8.102). In diese Phase fällt auch die Entdeckung des anato-

mischen Geschlechtsunterschiedes, meist um den zwanzigsten Monat herum.

Die letzte Subphase, die Konsolidierung der Individualität, vollzieht sich etwa während des dritten Lebensjahres. In dieser wichtigen intrapsychischen Entwicklungsphase wird das Gefühl für die Selbstgrenzen stabilisiert und darüber hinaus eine primitive Vorstellung der eigenen Geschlechtsidentität gebildet.

4.2.1.1. Der "Andere" außerhalb der symbiotischen Beziehung

Die Annahme der klassischen Psychoanalyse, der Vater sei frühestens mit dem Auftreten des ödipalen Konflikts für das Kind von Bedeutung und lasse erst dann durch Identifikation zwischen beiden eine Beziehung entstehen, wird inzwischen grundlegend in Frage gestellt. ROTMANN zeigt anhand neuerer psychoanalytischer Konzepte von MAHLER, ABELIN u.a. auf, daß der Einfluß des Vaters schon sehr früh von Bedeutung für die Entwicklung des Kindes ist.

Schon in der Differenzierungs-Subphase (siehe 4.2.1.), unter Umständen auch früher, scheint der Säugling durch eine zeitlich später auftretende Lächelreaktion zwischen Mutter und Vater unterscheiden zu können (vgl. ROTMANN, 1978, S.1105). Spätestens aber mit Beginn der Übungsphase wird der Vater als Objekt wahrgenommen, das außerhalb der allmächtigen, symbiotischen Beziehung zur Mutter besteht. Durch seine üblicherweise eher rauhe, kinästhetische Spielweise übt er einen wichtigen Einfluß auf die Entwicklung der Motorik, der Erforschung des Raumes und damit des Körper-Selbst aus (vgl. ebd., S.1121). Spielt der Vater mit seinem Kind empathisch, den Bedürfnissen des Kindes entsprechend, ohne dabei seine Überlegenheit beweisen zu müssen, stellt er eine frühe Spiegelfunktion dar, "... die durch ein Versprechen auf die Zukunft die aktuelle Kleinheit erträglich macht" (ebd., S.1122). Er wird damit zum ersten Orientierungspunkt in der neuzuentdeckenden Welt außerhalb des symbiotischen Systems. Diese Funktion

kann auch, bei Verfügbarkeit, von anderen Erwachsenen oder Geschwistern übernommen werden.

Die wichtigste Bedeutung fällt jedoch in die Zeit der Wieder-annäherungsphase. Denn die Mutter, vorher Ober alles geliebte "Heimatbasis" (MAHLER) bei den Erkundungsausflügen der Übungsphase, wird nun von dem Kind mit zwiespältigen Gefühlen erlebt. Gleichzeitig zu seinen Autonomiebestrebungen stellt sich beim Kind der regressive Wunsch ein, wieder das hilflose Baby zu sein, was sich in dem von MAHLER mit "Ambitendenz" beschriebenen Verhalten äußert. In der Diskrepanz zwischen der realen und der in der Idealvorstellung existierenden Mutter, die unvermeidlich Enttäuschungen verursacht, nimmt das Kind schmerzlich die Getrenntheit von ihr wahr. Ist es dem Kind vorher möglich gewesen, zum Vater eine Beziehung aufzubauen, kann es sich ihm zuwenden, dessen Bild nicht so ambivalent besetzt ist.

Diese "frühe Triangulierung" (ABELIN) hilft dem Kind, durch die Kontrastrepräsentanz des dritten Objekts, "... mit dem Frustrationshaß auf die Mutter umzugehen, den Haß zu integrieren und das Selbst so zu stärken, daß eine neue, autonomere Beziehung zur Mutter ermöglicht wird" (ROTMANN, 1978, 5.1106). Auch die Angst vor der Wiederverschlingung der Mutter wird durch die Identifikation mit dem Vater, der dem Kind die gefahrlose, d.h. temporäre Trennungen ermöglichte Beziehung zur Mutter vorlebt, gemildert. Die Wahrnehmung dieser Beziehung nimmt dem Schritt der Ent-Identifikation von der Mutter die Brisanz, da die Identifikation mit dem Vater somit keine Alternativentscheidung ist, sondern eben auch eine Identifikation mit seiner Beziehung zur Mutter (vgl. ebd., 5.1118).

In dieser präödipalen Drei-Personen-Beziehung kann das Kind durch zeitweiliges Ausgeschlossensein aus der Interaktion seine Selbstrepräsentanz entwickeln, indem es seinen eigenen frustrierten Wunsch entdeckt, an der Stelle' des Rivalen sein zu wollen, sich aber dabei körperlich getrennt wahrnimmt. Hierdurch entsteht gleichzeitig die Fähigkeit, sich in andere Personen hineinzuversetzen.

4.2.2. Vateranwesenheit als Forschungsgegenstand

Die Annahme, daß schon sehr früh eine Beziehung zwischen Kind und Vater entstehen kann, wird durch verschiedene Forschungsergebnisse gestützt.

Junge Säuglinge protestieren allgemein mehr, wenn die Mutter ihren Wahrnehmungsbereich (z.B. den Raum) verläßt, als beim Vater. Doch schon bei zwölf Monaten alten Babys war die Reaktion auf das Verschwinden des Vaters kaum unterschiedlich (vgl. PARKE, 1982, 5.60). PARKE stellt heraus, daß nicht allein das Füttern und Wickeln die Intensität der Bindung bestimmt, sondern auch die soziale Stimulation und eine Reaktionsfähigkeit auf das Verhalten des Säuglings einzugehen. So wurden die für die Bedürfnisse des Kleinkindes aufmerksamen Erwachsenen anderen vorgezogen (vgl. ebd., 5.59).

Väter können die frühe Entwicklung des Sozialverhaltens fördern. PARKE beschreibt in diesem Zusammenhang eine Studie, die die Reaktionen von "bindungsmäßig gefestigten"¹ und "bindungsmäßig ungefestigten"¹ Kindern auf einen freundlichen Clown untersuchte. Dabei zeigte sich die Gruppe der Kinder mit einer festen Bindung zu beiden Elternteilen dem Clown gegenüber am aufgeschlossensten, während die Gruppe der Kinder mit ungefestigten Bindungen an die Eltern am distanziertesten war. In ihrer Reaktion zwischen beiden Gruppen lagen die Kinder mit einer gefestigten und einer ungefestigten Bindung (vgl. ebd., 5.67).

Da sich die Anwesenheit des Vaters in einigen Bereichen der Entwicklung bei Mädchen und Jungen unterschiedlich auswirkt, werden im folgenden die Ergebnisse getrennt behandelt.

1 Beide Begriffe stammen von AINSWORTH. Als "bindungsmäßig gefestigt" bezeichnet sie Kinder, die sich bei Anwesenheit von Mutter oder Vater in einer fremden Umgebung wohl fühlen, etwas unruhig werden, wenn sie dort allein gelassen werden, aber glücklich sind, wenn Mutter oder Vater zurückkommen. "Bindungsmäßig ungefestigte" Kinder dagegen scheint das Verlassen des Raumes durch die Eltern nicht zu beunruhigen, zeigen außerdem bei ihrer Wiederkehr ambivalente Verhaltensweisen, indem sie einerseits die Nähe der Eltern suchen, andererseits aber auch wenig interessiert sind oder die Eltern sogar zornig wegstoßen.

4.2.2.1. Untersuchungsergebnisse beim Jungen

Schon im Säuglingsalter stellt die Qualität der Beschäftigungen ,durch den Vater einen wichtigen Einfluß auf die soziale Interaktionsfähigkeit des Kindes dar. Besonders bei Jungen stellt PARKE eine positive Beziehung zwischen der Intensität der väterlichen Betreuung, die sowohl die Pflege als auch die Spielinteraktion beinhaltet, und der gesuchten Nähe des Kindes zum Vater fest (vgl. PARKE, 1982, S.62). Darüber hinaus zeigen Jungen im Alter von fünf Monaten, die mehr Kontakt zu ihrem Vater haben, eine größere Bereitschaft mit fremden Erwachsenen zu interagieren und sich auch zu diesen freundlicher als Jungen mit geringerem Kontakt zum Vater (vgl. ebd., S.64).

In der Geschlechtsrollenübernahme übt der Vater als gleichgeschlechtliches Modell einen besonders wichtigen Einfluß aus. Hier besteht ein Zusammenhang zwischen warmherzigem Verhalten des Vaters und starker Maskulinität des Jungen .(vgl. ebd., S.73). Es muß allerdings berücksichtigt werden, daß nicht allein der Vater und sein Verhalten ausschlaggebend für die Geschlechtstypisierung ist, sondern auch seine Stellung in der Beziehung zur Mutter. Ist der Vater passiv und überläßt das Treffen von Entscheidungen vornehmlich der Mutter, ist es weniger wahrscheinlich, daß er für den Jungen das Rollenvorbild ist. Dagegen zeigen Jungen von aktiven und dominierenden Vätern Verhaltensweisen, die als traditionell männlich gelten (vgl. ebd., S.73). In das Spielverhalten greifen Väter lenkend ein, indem sie - besonders bei Jungen - das Spielen mit dem Geschlecht entsprechenden Spielzeug durch Zustimmung oder Mitspielen belohnen, während sie anderenfalls strafend eingreifen (vgl. ebd., S. 74).

Auch die kognitive Entwicklung seines Kindes kann der Vater entscheidend fördern. So sind Kinder, die in dem Vater einen aktiven und interessanten Spielpartner haben, kognitiv fortgeschritten als Kinder, deren Väter beim Spielen wenig in Erscheinung treten (vgl. ebd., S.82). Dieser Zusammenhang erweist sich jedoch eher für Jungen als für Mädchen als zutreffend.

Eindeutig in Beziehung zu früher geistiger Entwicklung steh_ ein früher Zeitpunkt, zu welchem von dem Kind selbständiges Handeln erwartet wird. Väter erlauben den Kindern eigenständiges Erkunden ihrer Umwelt häufiger als Mütter, allerdings eindeutig mehr den Jungen als den Mädchen.

Die Erwartungshaltung der Väter gegenüber Jungen erstreckt sich jedoch auch auf andere Bereiche. PARKE berichtet über eine Studie die klären soll, wie Eltern beim Lösen einer Problemaufgabe oder eines Puzzles ihre Kinder helfend unterstützen. Dabei legten Väter bei ihren Söhnen mehr Wert auf die Bewältigung der Aufgabe als auf Freude am Spiel. Die Leistung stand, anders als bei den Mädchen, im Vordergrund (vgl. PARKE, 1982, 5.88).

4.2.2.2. Untersuchungsergebnisse beim Mädchen

Bei weiblichen Säuglingen scheint die Anwesenheit des Vaters keine so große Bedeutung zu haben. So war hier keine klare Beziehung zwischen einer aktiven, väterlichen Betreuung und der gesuchten Nähe zum Vater festzustellen (siehe 4.2.2.1.). Auch die soziale Interaktionsbereitschaft der weiblichen Babys konnte nicht in dem Maße mit der Intensität der Pflege durch den Vater in Zusammenhang gebracht werden, wie es bei den Jungen der Fall war (vgl. PARKE, 1982, 5.64).

Bei der Geschlechtstypisierung der Mädchen übt der Vater indirekten Einfluß dadurch aus, daß er die Mutter als Rollenvorbild akzeptiert und seine Tochter zu weiblichen Tätigkeiten animiert. Die frühe Beziehung zum Vater beeinflußt die Beziehungen des Mädchens zu Jungen und Männern bis ins Erwachsenenalter. "Reserviertheit oder Feindseligkeit von Vätern stand im Zusammenhang mit Problemen von Frauen beim Anknüpfen dauerhafter heterosexueller Beziehungen" (ebd., 5.73).

Beim Spielen mit Spielzeug, das nicht geschlechtsentsprechend war, zeigten sich die Väter toleranter als bei den Jungen (vgl. ebd., 5.74).

Auch bei der kognitiven Entwicklung des Mädchens scheint der Vater nur indirekten Einfluß auszuüben. So konnte keine Beziehung zwischen Handlungen der Vater und dem kognitiven Entwicklungsstand der Mädchen festgestellt werden. Eine Untersuchung zeigte, daß Freundlichkeit des Vaters gegenüber der Mutter die geistige Entwicklung von Mädchen förderte (vgl. ebd., 5.87). Allgemein weisen Ergebnisse der Forschung jedoch darauf hin, daß Väter kognitive Fortschritte ihrer Töchter eher hemmen, da sie intellektuelle Leistungen für unweiblich halten. So leisteten Väter in der im Gliederungspunkt 4.2.2.1. beschriebenen Problemlöseaufgabe den Mädchen ungefragt Hilfestellung und hielten die Mädchen so davon ab, die Leistungen selbst zu bringen.

4.2.3. Fazit

Im Säuglingsalter scheint der Vater für den Jungen von größere! Bedeutung zu sein als für das Mädchen. Bei Kindern beider Geschlechter weist die Anwesenheit des Vaters als Betreuer einen positiven Einfluß auf die soziale Interaktion - im Falle der Jungen deutlicher - auf. Die von Mutter und Vater betreuter Kinder sind weniger ängstlich, wenn sie mit fremden Personen allein gelassen wurden (vgl. PARKE, 1982, 5.65). Nach PARKE könnte eine abwechselnde Anwesenheit der Eltern dazu führen, daß Babys schon frühzeitig weniger Trennungsangst haben. Diese Ergebnisse, wie auch die der Untersuchung zur Bindungsfähigkeit (siehe 4.2.2.), können indirekt die Annahmen ROTMANNs (siehe 4.2.1.1.) stützen. Die "frühe Triangulierung", durch die das Kind die Lösung aus der Symbiose mit der Mutter angstfreier vollziehen kann, könnte so auch allgemein temporäre Trennungen von den Eltern und Kontakte mit anderen Erwachsenen weniger gefährlich erscheinen lassen.

In der Geschlechtsrollenübernahme des Jungen fungiert der Vater als direktes Rollenvorbild. Es besteht eine positive Beziehung zwischen dominierendem, aktiven, aber auch warmherzigen Verhalten des Vaters und der Maskulinität des Jungen. Auch ZAHLMANN-WILLENBACHER stellt den Zusammenhang

zwischen einer gelungenen Geschlechtsrollenidentifikation des Jungen und einer affektiv-warmen Beziehung des Vaters fest und widerlegt damit FREUDS Annahme der defensiven Identifikation mit dem Vater (vgl. ZAHLMANN-WILLENBACHER, 1979, S.92). Beim Mädchen erweist sich die Qualität der 'Anwesenheit des Vaters als besonders wichtig für spätere heterosexuelle Beziehungen.

Die kognitive Entwicklung wird von Vätern vornehmlich bei Jungen gefördert. Selbständiges Handeln und Leistung erwarten Väter eher von Jungen als von Mädchen. Väter könnten auch die Mädchen auf diesem Gebiet fördern. Doch meistens tun sie es nicht, weil sie intellektuelle Leistungen für Mädchen nicht wichtig finden.

Allgemein sind in der Erziehung durch Väter immer noch geschlechts-spezifische Ungleichbehandlungen feststellbar. Väter könnten aber gerade hier, indem sie die eigene Sozialisation und ihre Stellung in Familie und Gesellschaft reflektieren, durch eine Veränderung einen entscheidenden Beitrag zur Auflösung des Rollenkonflikts beitragen. Wenn nämlich

"... kleine Söhne ebenso wenig für Abhängigkeits- und Beziehungsverhalten bestraft werden, [d.V.] ... wie kleine Töchter, so wird damit deutlich gemacht, daß Beachtung und Ausdruck emotionaler Bedürfnisse und Unabhängigkeit durchaus in einer und derselben Person koexistieren können" (GREENGLASS, 1986, S.65).

4.3. "Mappi" und "Putti"

Die Bestrebungen der Väter und Mütter, sich in ihren Funktionen austauschbar zu machen, können zu einer Auflösung der mannweiblichen Rollendifferenzierung führen. In der familiären Atmosphäre werden Prioritäten zugunsten des "Weiblichen" gesetzt. Jegliche Triebhaftigkeit muß unterdrückt werden, da sie als "traditionell männlich" gilt. Mann und Frau sind ständig bemüht sich zu beweisen, wer von beiden die bessere Mutter ist. SCHMIDBAUER beschreibt etwas überzogen den Konkurrenzkampf zwischen "Mappi und Putti" (vgl. SCHMIDBAUER, 1986, S.74). Der Vater verliert so seine Bedeutung als Mann

und wird zu einem mangelhaften Ersatz der Mutter. Mit der Aufgabe seiner geschlechtsspezifischen Position ermöglicht er aber auch, daß die gesellschaftliche Normierung ungehemmter auf seine Kinder einwirken kann, da im außerfamiliären Umfeld Männerklischees weiterbestehen und sich' von seiner konturlosen Existenz erfrischend abheben. Nach BOPP wird das Erleben des Vaters als Mann, der sein Geschlecht als nicht wertvoll erlebt, großen Einfluß auf die Entwicklung seiner Kinder haben (vgl. BOPP, 1986, S. 54).

Die Annahme traditionell weiblicher Wesenszüge ist wichtig für den Mann und wird sicher auch seiner psychischen Gesundheit zugute kommen. Er muß aber dennoch einen Zugang zu seiner Männlichkeit behalten. Dabei ist die Position des Männlichen individuell verschieden und kann so - hoffentlich - einer erneuten Normierung entgegenwirken.

SCHLUSSBETRACHTUNG

In dieser Arbeit ist der Prozeß aufgezeigt, der zu einer Neuorientierung in der Vaterrolle führt.

Die im Laufe des historischen Prozesses entstandenen Rollen der Geschlechter haben ihre Ursprünge in der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, in der dem Mann die "instrumentale" und der Frau die "expressive" Rolle zukommt. Die verschiedenen Funktionen forderten unterschiedliche Verhaltens und Handlungsmuster, die in ihrer Form auf die geschlechtsspezifische Sozialisation Einfluß ausüben. Da die Eigenschaften der Geschlechterrollen kulturell variieren, kann von einer biologischen Determination nur bedingt ausgegangen werden.

Die Betrachtung der Stellung des Mannes in der Gesellschaft zeigt stark begrenzte Handlungsstrukturen auf, die in erster Linie den Erfordernissen der traditionellen männlichen Rolle dienen. Der Mann soll in seinem Verhalten kompetent und leistungsorientiert sein. Untersuchungen belegen, daß dieses Verhalten sowohl den gesellschaftlichen Erwartungen als auch dem Selbstbild der Männer entspricht.

Die Sozialisation des Mannes läßt Widersprüchliches erkennen. Aggressivität und Durchsetzungsvermögen wurden hinsichtlich seiner traditionellen Bestimmung - den Erfordernissen der Berufsrolle - verlangt, zuhause und in der Schule dagegen beschnitten. Zärtlichkeit und Einfühlungsvermögen, von frühester Kindheit an als unmännliche Eigenschaften unterdrückt, werden in der Beziehung zur Partnerin wieder gefordert.

Eigenes Leiden an seiner Stellung, gesellschaftliche Neuerungen und die Frauenbewegung lassen den Mann seine Defizite im emotionellen Bereich erkennen. Mit der Gleichberechtigung der Frau schwindet gesellschaftliche Macht und auch die geschlechtsspezifische Orientierung des Mannes. Die Berufs-

tätigkeit der Frau macht seine traditionelle Funktion des Ernährers entbehrliech.

Die Krise der Männlichkeit und der Funktionsverlust des Vaters sind die treibenden Kräfte in der Veränderungsbereitschaft von Männern. Es ist eine Umorientierung vom vorher sachlich, leistungsbezogenen zu einem mehr von "femininen" Eigenschaften gekennzeichneten Männerbild zu erkennen. Aber selbst veränderungsbereiten Männern und Vätern fällt es schwer, das neue Rollenverständnis offen zu bekunden. Hier werden sowohl Grenzen der eigenen Sozialisation als auch von gesellschaftlichen Normen gesetzte Hindernisse deutlich. Bemerkenswert ist, daß selbst "frauenbewegte" Frauen die Veränderungsbereitschaft der Männer durch eine zwiespältige Haltung behindern.

Bei der Betrachtung der Situation des "neuen" Vaters fällt auf, wie "leicht" es dem Mann gemacht wird, doch die alte Rolle anzunehmen. So tritt mit der Geburt des ersten Kindes oft die traditionelle Rollenaufteilung ein. Hier sind Veränderungen der Arbeitssituation gefordert, die dem Mann die Zeit geben, an der Betreuung seines Kindes teilzunehmen. Auch die Frau ist angehalten, ihre Rolle als Mutter neu zu überdenken, um Freiräume für die Interaktion von Vater und Kind zu schaffen.

Die Beziehung zum Kind erweist sich für die "neuen Väter" besonders im Säuglingsalter als Problem. Die fehlende Intensität der Nährbeziehung und der Umgang mit einem Wesen ohne "Feed-back" schafft Distanz. Es sind aber Ansätze der Väter zu erkennen, diese Schwierigkeiten zu überwinden.

Die Fähigkeit, die Bedürfnisse seiner eigenen Kindheit zu erinnern, und ein empathisches Verständnis für die Bedürfnisse seiner Kinder bilden für den "neuen" Vater die Grundlage für eine veränderte Interaktionsstruktur zu seinem Kind. Selbstreflexion kann unreflektiertes, traditionelles Handeln verhindern und eröffnet Sichtweisen, aus dem Verhalten von Kindern zu lernen.

Aktiv betreuende Väter üben einen wichtigen Einfluß auf die, Entwicklung der Kinder aus. Sie erleichtern die Loslösung aus der symbiotischen Beziehung mit der Mutter und fördern die soziale Interaktionsfähigkeit ihrer Kinder. Beim Jungen spielt die Anwesenheit des Vaters eine besondere Rolle bei der Übernahme der Geschlechtsrolle und der Entwicklung kognitiver Fähigkeiten. Beim Mädchen ist die Beziehung zum Vater Modell für spätere heterosexuelle Beziehungen.

Eine besondere Bedeutung für die Entwicklung der Kinder liegt, in Anbetracht der Rollenangleichung, in der Definition des Vaters als Mann. Er muß jenseits der traditionellen Norm ein neues individuelles Selbstverständnis in seiner Rolle finden, das "männliche" und "weibliche" Anteile koexistieren läßt.

In diesem veränderten Rollenselbstverständnis liegt auch die Bedeutung und pädagogische Relevanz dieser Arbeit. Sie soll helfen, gerade im wertevermittelnden pädagogischen Bereich, durch Medien, Bücher und Umwelt aufrechterhaltene Klischees abzubauen, um eine Existenz jenseits der bestehenden Geschlechternormierung zu ermöglichen.

Eine Anregung für die Forschung könnte eine Untersuchung zur Bedeutung des gleichberechtigt an der Pflege des Kindes teilnehmenden Vaters in der Wiederannäherungsphase sein. Interessant zu erfahren wäre außerdem, wie sich aktive Vateranwesenheit auf Mädchen und Jungen auswirkt, wenn in der Erziehung weniger nach geschlechtsspezifischen Gesichtspunkten vorgegangen wird, als es in den vorliegenden Untersuchungen der Fall ist.

LITERATURVERZEICHNIS

- BILDEN, Helga, Geschlechtsspezifische Sozialisation, in: ULICH, D. und HURRELMANN, K., Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim, Basel 1980
- BOPP, Jörg, Die Abschaffung der Vaterrolle, in: DUNDE, Rudolf (Hrsg.), Neue Väterlichkeit, Gütersloh 1986
- BORNEMANN, Ernest, Das Patriarchat. Ursprung und Zukunft unseres Gesellschaftssystems, Frankfurt am Main 1975
- BRAUN, Walter, Der Vater im familiären Erziehungsprozeß. Beiträge zu einer pädagogischen Jugendtheorie, Bad Heilbrunn 1980
- BULLINGER, Hermann, Wenn Männer Väter werden, Reinbek bei Hamburg 1983
- BULLINGER, Hermann, Wenn Paare Eltern werden, Reinbek bei Hamburg 1986
- BUNDESMINISTERIUM DER JUSTIZ und BUNDESMINISTERIUM FÜR JUGEND, FAMILIE, FRAUEN UND GESUNDHEIT (Hrsg.), Gemeinsam leben ohne Trauschein, Bonn 1987
- BUNDESMINISTERIUM FÜR JUGEND, FAMILIE UND GESUNDHEIT (Hrsg.)
Bundeserziehungsgeldgesetz, Bonn 1986
- CLAUß, Günter (Hrsg.) u.a., Wörterbuch der Psychologie, Leipzig 1976
- CLEMENT, Ulrich, Frust in unseren Betten, in: STERN, H.15 1988, S.34 - 42
- EISENDLE, Helmut, Eine Rolle in meinem Spiel, in: HAIDER, Hans, An mein Kind. Briefe von Vätern, München 1986
- FRANCK, Barbara, Mütter und Söhne. Gesprächsprotokolle mit Männern, Hamburg 1981
- FRIEDAN, Betty, Das hat mein Leben verändert, Reinbek bei Hamburg 1977
- FTHENAKIS, Wassilios, Die Vaterrolle als Gegenstand familienpsychologischer Forschung, in DUNDE, Rudolf (Hrsg.), Neue Väterlichkeit, Gütersloh 1986
- GERSPACH, Manfred und HAFENEGER, Benno, Das Väterbuch, Frankfurt am Main 1982
- GOLDBERG, Herb, Der verunsicherte Mann, Reinbek bei Hamburg 1979
- GOLDBERG, Herb, Man(n) bleibt Mann, Reinbek bei Hamburg 1986
- GREEN, Maureen, Die Vaterrolle, Reinbek bei Hamburg 1977

GREENGLASS, Esther R., Geschlechterrolle als Schicksal.
Geschlechtsspezifische Erziehung, Stuttgart 1986

HARTFIEL, Günter, Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1972

HEHLMAHH, Nilheln. Wörterbuch der Psychologie, Stuttgart 1974

HETHERINGTON, E. Mavis, Mädchen ohne Vater, in: Psychologie heute,
Sonderband, Kindheit ist nicht kinderleicht, Weinheim, Basel 1980

INFAS, Hrsg.: Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit, Die "Rolle
des Mannes" und ihr Einfluß auf die Wahlmöglichkeiten der Frau, Koblenz
1976

JOKISCH, Rodrigo (Hrsg.), Mann-sein, Reinbek bei Hamburg 1982

LEHR, Ursula, Die Rolle der Mutter in der Sozialisation des Kindes,
Darmstadt 1974

LEHR, Ursula, Familie - eine partnerschaftliche Aufgabe, in: Psychologie
heute, Sonderband, Kindheit ist nicht kinderleicht, Weinheim, Basel 1980

LEMPP, Reinhard, Familie im Umbruch, München, 1986

LIEDLOFF, Jean, Auf der Suche nach dem verlorenen Glück. Gegen die
Zerstörung unserer Glücksfähigkeit in der frühen Kindheit, München 1980

MAHLER, Margaret S.; PINE, Fred und BERGMAN, Anni, Die psychische Geburt des
Menschen. Symbiose und Individuation, Frankfurt am Main 1978

MARTIN, Ruth, Väter im Abseits. Mutter und Kind in der vaterlosen
Gesellschaft, Frankfurt am Main, Berlin, Wien 1982

MILLER, Alice, Am Anfang war Erziehung, Frankfurt am Main 1980

MITSCHERLICH, Alexander, Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, München
1963

MOELLER, Michael Lukas, Männermatriarchat. Nachwort in: FRANCK, Barbara,
Mütter und Söhne, Hamburg 1981

PARKE, Ross D., Erziehung durch den Vater, Stuttgart 1982

PARKE, Ross D. und SAWIN, Douglas B., Kinder brauchen Männer, in:
Psychologie heute, Sonderband , Kindheit ist nicht kinderleicht, Weinheim,
Basel 1980

PROSS, Helge, Die Männer. Eine repräsentative Untersuchung über die
Selbstbilder von Männern und ihre Bilder von der Frau, Reinbek bei Hamburg
1978

ROTMANN, Michael, Über die Bedeutung des Vaters in der
"Wiederannäherungsphase", in: Psyche, H. 12 1978, S .1105 -1147

SCHMIDBAUER, Wolfgang, Neue Väter - alte Väter, in: DUNDE, Rudolf (Hrsg.),
Neue Väterlichkeit, Gütersloh 1986

SHORTER, Edward, Die Geburt der modernen Familie, Reinbek bei Hamburg 1977

SINIOS, Matthias, Junge Väter. Erleben und Veränderungen, Dipl. Arbeit, FB
Psychologie, Universität Hamburg 1985

SCHENK, Herrad, Geschlechtsrollenwandel und Sexismus, Weinheim, Basel 1979

SCHEU, Ursula, Wir werden nicht als Mädchen geboren - wir werden dazu
gemacht, Frankfurt am Main 1977

SICHTERMANN, Barbara, Leben mit einem Neugeborenen, Frankfurt am Main 1981

STURM, Peter, Der Mann in der Krise. Deutungsversuch eines psychosozialen
Männerkonflikts und seine Bedeutung für die Selbstreflexion in der
Erwachsenenbildung, Dipl. Arbeit, FB Erziehungswissenschaft, Universität
Hamburg 1985

WAGENER, Birgit, Auf dem Weg zum neuen Vater... Positionsbestimmung jenseits
von Patriarch und zweiter Mutter, in: Westermanns Pädagogische Beiträge,
38. Jahrgang, H. 7/8 1986, S.58 - 63

WIECK, Wilfried, Männer lassen lieben. Die Sucht nach der Frau, Stuttgart
1987

WILLI, Jürg, Koevolution. Die Kunst gemeinsamen Wachsens, Reinbek bei
Hamburg 1985

ZAHLMANN-WILLENBACHER, Barbara, Geschlechtsrollendifferenzierung und
Geschlechtsrollenidentifikation, in: DEGENHARD, Annette und TRAUTNER, Hans
Martin, Geschlechtstypisches Verhalten. Mann und Frau in psychologischer
Sicht, München 1979

Ich versichere, daß ich diese Arbeit selbständig verfaßt und andere als die angegebenen Hilfsmittel nicht benutzt habe.

Sebastian Kopp